35. Jahrgang 31. Juli 1919 Heft 44



Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 75 Pfennig. Vierteljährl. 9 Mk. und 20 Pf Bestellgeld.

Beachtenswerte Mitteilungen

Lebensversicherung. Der Weltkrieg hat die deutsche Lebensversicherung Hunderte von Millionen Mark gekostet. Z. B die Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit allein hatte in den 5 Kriegsjahren 1913/18: **5610 Kriegssterbefälle über mehr als 34 Millionen Mark** zu verzeichnen. All das ist bezahlt bis auf einen kleinen Rest, für den die Beweispapiere noch nicht geliefert sind. Trotzdem hat die Karlsruher Anstalt in den Kriegsjahren 1914/18 rund 39 Millionen Mark als Dividenden an ihre Versicherten gezahlt. Im Jahre 1919 vergütet sie ihnen weitere $8^1/_2$ Millionen Mark. Von dem Gesamtvermögen der Anstalt zu Ende 1918 von 349 Millionen Mark waren mehr als 75% in erststelligen Hypotheken und Gemeindedarlehen angelegt, annähernd 17% in Wertpapieren. Der Gesamtbestand an Kapitalversicherungen betrug bei der Karlsruher Anstalt Ende 1918: 821 Millionen Mark; der Zugang im Jahre 1918: 50 Millionen Mark. Die Überzeugung von der unbedingten Sicherheit der Lebensversicherung namentlich auch als Kapitalanlage hat sich in weiten Kreisen durchgesetzt und tritt auch bei der im Jahre 1919 sich weiterhin verschärfenden Wirtschaftslage immer mehr in Erscheinung. Daher kommt es, daß bei den meisten Lebensversicherungsunternehmungen in den bis jetzt verflossenen Monaten des Jahres 1919 der Zugang an neuen Versicherungen wesentlich größer war als jemals in Friedenszeiten. Bei der Karlsruher Anstalt hat der Zugang der ersten fünf Monate 1919 mit rund 60 Millionen Mark den gesamten Zugang des Vorjahres schon um 20% überholt.

Tonfixiermittel. Die gewaltige Preissteigerung für metallisches Gold zwang die Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, die Preise ihrer goldhaltigen „Agfa"-Tonfixiermittel heraufzusetzen. Dieser Umstand in Verbindung mit der Möglichkeit, daß über kurz oder lang wegen völligen Mangels an Feingold für diese Zwecke die Herstellung goldhaltiger Tonmittel gänzlich wird eingestellt werden müssen, läßt es angezeigt erscheinen, das photographierende Publikum auf die Tonfixiermittel der „Agfa" ohne Gold aufmerksam zu machen. Diese goldfreien Tonmittel werden in denselben Formen in den Handel gebracht wie die goldhaltigen Mittel, d. h. als Patronen, als neutrales Salz sowie als fertiges Bad, sie unterscheiden sich von diesen auch weder in der Art der Verpackung, noch in der Verwendung und in der Wirkungsweise. Sie erfordern also keineswegs einen Zusatz an Gold, im Gegenteil, sie erfüllen den gleichen Zweck wie goldhaltige Tonungsmittel. Dabei sind sie beträchtlich billiger, was bei den heutigen hohen Preisen aller photographischen Materialien ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist.

Eine gute, weichbleibende Zahnpasta wurde in den letzten Jahren oft vermißt. Unter dem Namen Zahnwohl finden wir jetzt eine hervorragende, dauernd weichbleibende Zahnpasta, die die Zähne vorzüglich reinigt, blendend weiß macht und den Mund durch den angenehmen Pfefferminzgeschmack belebt und erfrischt. Wir können „Zahnwohl" bestens empfehlen. „Zahnwohl" ist in allen Apotheken, Drogerien und Friseurgeschäften erhältlich.

Von der Entwurfs- und Modellmesse in Leipzig. Die Entwurfs- und Modellmesse in Leipzig soll bekanntlich weiter ausgebaut werden. Die nächste Entwurfs- und Modellmesse wird zur Herbst-Mustermesse (vom 31. August bis 6. September) im Festsaal und auf der Diele des Neuen Rathauses abgehalten werden. Die auszustellenden Gegenstände unterliegen der Beurteilung durch eine zentrale Jury in Leipzig. Folgende Künstler haben sich bereit erklärt, sich als Juroren zu betätigen: Professor Peter Behrens, Neubabelsberg b. Berlin, Professor Bruno Paul, Berlin, Professor K. Groß, Dresden, Professor Menzel, Dresden, Erich Gruner, Leipzig, Stadtbaurat Bühring, Leipzig, Professor Bernhard Pankok, Stuttgart, Professor Adelbert Niemeyer, München, Professor Richard Riemerschmid, Pasing b. München, Professor Gropius, Weimar. Die auszustellenden Entwürfe müssen spätestens am 16. August beim Meßamt in Leipzig eingehen.







Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Politik und Weltgeschichte.

Betrachtungen zum Weltkriege. Erster Teil. Von Theobald von Bethmann-Hollweg. (Verlag Reimar Hobbing, Berlin. Geb. 9 Mark.) Der frühere deutsche Reichskanzler, der Deutschlands Geschicke zu Beginn und während eines großen Teils des Weltkriegs lenkte, legt in diesem Buch die weltpolitischen Ursachen der europäischen Katastrophe in ihren Grundlinien dar. Er steht auf dem Standpunkt, daß Deutschland am Weltkrieg keine Schuld trage. Weder absichtlich noch unabsichtlich, weder planmäßig noch fahrlässig habe die deutsche Reichsleitung irgendwie gefehlt. Er ist heute noch von der Richtigkeit und Gerechtigkeit aller Entschließungen, die er gefaßt, und aller Schritte, die er unternommen hat, überzeugt, und er verwahrt sich auch gegen den Vorwurf, daß er in den Weltkrieg blind hineingeraten sei und daß ihn unsichtbare Kräfte lenkten, die stärker waren als er. Seine Betrachtungen, deren erster Band nur bis zu den ersten Augusttagen des Jahres 1914 reicht, zeigen ihn demgemäß als einen Politiker, der von viel gutem Willen, aber von keinem überragenden Geist beseelt war.

Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Von G. v. Jagow, Staatssekretär a. D. (Verlag Reimar Hobbing, Berlin. Geb. 8.80 Mark.) Der einstige Leiter des deutschen Auswärtigen Amts legt in diesem Buch die Vorgeschichte des Weltkrieges und die denkwürdigen Ereignisse des Juli und August 1914, soweit er an ihnen beteiligt war, dar. Er vertritt den Standpunkt, daß auch ein siegreicher Krieg keine Ziele, sondern nur Probleme bot, denn „nationale Aspirationen hatte Deutschland nach der Einigung seiner Stämme nicht mehr.“ Und dennoch vertrat der Staatssekretär eine Weltpolitik, die zum Weltkrieg führte, an dem Deutschland schließlich zugrunde ging. Von dem schweren Kampf des gesamten Deutschtums um seine Existenz, von der Bedrohung durch den gigantischen Ring, der sich um Deutschland längst geschlossen hatte, von dem Wetterleuchten am europäischen Horizont ist in dem Buch des einstigen Lenkers der deutschen Auswärtigen Politik wenig zu spüren. Es bestätigt nur die Erkenntnis, daß unsere auswärtige Politik unter Kaiser Wilhelm II. aller Ideen und Ziele nicht minder bar war, als jetzt, unter dem republikanischen System, das nach dieser Richtung von der praktischen Wirkung des schönen Spruchs „Freie Bahn dem Tüchtigen“ außerordentlich wenig erkennen läßt.

Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte von Erich Marcks. 2 Bände. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Geb. 18 Mark.) Es spricht für die Qualitäten dieser gehaltvollen Bände und für die Beliebtheit ihres Verfassers, daß das im Jahre 1911 erstmals erschienene Werk bereits seine fünfte Auflage erreicht hat. Altes und Neues, Deutsches und Außerdeutsches, Biographisches und Sachlich-Allgemeines, Politisches und Geistiges ist hier zwanglos zusammengestellt, und stets erweist sich der Verfasser als ein Kopf, mit dem sich einzulassen ein reiner Genuß ist, denn wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Darstellung zeichnen alle seine Aufsätze aus. Der erste Band behandelt mehr die Vergangenheit, während der zweite sich der Gegenwart zukehrt. Das ganze Werk ist in sechs Gruppen geteilt, von denen die beiden ersten historische Bilder aus der ausländischen und deutschen Geschichte enthalten. Die dritte behandelt Erscheinungen und Probleme der geistigen Kultur der letzten Menschenalter bis in die Gegenwart, die vierte wendet sich Goethe und Bismarck zu. Der allgemeinen Vorgeschichte des Weltkriegs ist die fünfte Gruppe gewidmet, dem Weltkrieg selbst die sechste.

Dokumente der Menschlichkeit, historisch-politische Bücherei. (Dreiländerverlag München-Wien-Zürich. 1.50 Mark.) In kurzen, wohlfeilen Textausgaben soll hier der fruchtbarste Kern aller großen, schöpferischen Bewegungen aus den Werken der originalen Denker, aus Flug- und Denkschriften, Reden und Briefen herausgeschält werden. Es liegen uns vor: Band 1: J. G. Fichte, Die Republik der Deutschen. Band 9: Wilhelm von Humboldt, Die Grenzen des Staates.

Das Doppelgesicht der Revolution. Von Dr. Karl Hoffmann. (Leipzig 1919. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Geb. 1.25 Mark.) Hier sind zum ersten Male die Grundströmungen der Revolution dargelegt; die politisch-nationale und die sozial-klassenhafte. Hoffmann entwickelt die Folgerungen, die aus dieser Zwiespältigkeit der Revolution, die eigentlich aus zwei Revolutionen besteht, hervorgehen müssen.

Deutschlands Friedensschlüsse seit 1555. Ihre Beweggründe und ihre geschichtliche Bedeutung. Von Prof. Dr. G. Wolf. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H. Geb. 5 Mark.) Das inhaltreiche, fesselnd geschriebene Buch beschränkt sich nicht, wie die meisten Handbücher, auf die Darstellung der fertigen Verträge, sondern enthält ihre Vorgeschichte, die Wünsche und Absichten der Beteiligten und die Folgerungen aus dem schließlich Erreichten. Die für uns so wertvolle Erkenntnis aus den Wolfschen Ausführungen, daß bisher noch jeder Friede, den der Sieger einseitig dem Besiegten aufzwang, undurchführbar gewesen und ein schnelles Ende gefunden, mag uns zum Trost in der Gegenwart, zur Lehre für die Zukunft gereichen.

35. Jahrgang **Inhaltsverzeichnis zu Heft 44** 31. Juli 1919

Illustrierte Weltrundschau:



Phot. Becker & Maaß.

Ilka Grüning

als Frau Neusiegel in Ludwig Thomas Komödie „Die Medaille“.





Ilka Grüning. Von Hans Land.

Hierzu eine Bildniskunstbeilage und sieben Bilder nach Aufnahmen von Becker & Maaß, Berlin.

Es ist ganz eigenartig, wie Bühnenkünstler sich in Sonderfächer hineinwachsen. Als Max Reinhardt bei Brahm am Deutschen Theater noch ein blutjunger Künstler war, etwa Mitte der Zwanzig, da wurde er bereits für die Grauköpfe und deren Darstellung ausersehen. Er spielte Greise. Michael Kramer, Hofmannsthals Schalnassar. Nun ist bei Reinhardt in der nasalen Lage des Stimmorgans, in der untersetzten Gestalt mit den gemessenen Bewegungen gewiß eine Vorbedingung gegeben, die ihn in Väter- und Greisenrollen wies, vor allem in seinem — nach außen hin — stark abgedämpften Temperament, dessen beherrschende Gewalt die Bedächtigkeit ist, das kluge, stille Erwägen. Auch wenn man Jakob Tiedtke, einen anderen anerkannten Greisendarsteller, der vornehmlich in humoristischen Rollen glänzt und wundervolle alte Knaben in Shaws Komödien darstellte, außerhalb des Theaters sieht, so wundert man sich über die Jugendlichkeit dieses Darstellers. Ganz so geht es mit Ilka Grüning. Die Künstlerin steht heute im einundvierzigsten Lebensjahre, hat eine geschmeidige Gestalt, ein frisches, volles Gesicht mit schönen, munteren Augen, und zeigt sich auf der Bühne nie anders, denn als Greisin, freilich als Alte in allen erdenklichen Spielarten. Sie ist die gebrochene Alte, die mit großen Angstaugen in das Dunkel schaut, daraus der Tod ihr bald entgegentreten wird. Sie ist die elegante grauhaarige Aristokratin, die aus erfahrenen, verstehenden Augen in das Getriebe der tollen Welt blickt. Sie ist die Mütterlichkeit selbst, die mit schwarzer Haube auf dem Kopf, die ungefüge Brille mitten auf der Nase, mit Pulswärmern am Handgelenk und resigniert behaglich herabhängender Unterlippe in ihrem Altenstuhl kauert, Strümpfe stopfend für den zappeligen Alten, der in der engen kleinbürgerlichen Stube ärgerlich herumraunzt. Ilka Grüning ist aber auch die angejährte Kokette, die ihren welken Reizen für den Männerfang gewaltsam nachhilft und schmachtende Blicke wirft. Sie ist die gemeine Kupplerin, deren freches Lachen aus einem ganzen Umkreis von Verworfenheit herauszumeckern scheint, sie ist die gewöhnliche Schaustellerin der Jahrmärkte, die Frau aus dem niederen Volke mit dem Einschlag von Zirkusaufputz und Clownerie, den Frauen auf den Rummelplätzen gemein hin zeigen. Alle Register weiß diese Künstlerin zu ziehen. Sie kann zu Tränen erschüttern, sie kann aber die Zuhörer und Zuschauer auch vor Lachen fast ersticken machen. Eine Tragödin und eine Humoristin, ja mehr — eine Groteskdarstellerin vereinigen sich in dieser seltenen Kraft.



Ilka Grüning.

Vor vielen, vielen Jahren sah ich die Künstlerin als Fräulein Gené in Max Beyers gleichnamigem Stück im Berliner Belle-Alliance-Theater, von dem heut kein Stein mehr steht. Welch ein Weg der Entwicklung von der Darstellung jenes lieblichen Mädchenkindes bis zu der greisen Mutter Knees in Ottomar Enkings feiner dramatischer Studie „Das Kind“. Wie mütterlich betreute sie den unruhig polternden greisen Mann. Wie sicher und bestimmt wußte sie sein Aufwallen zu dämpfen mit ihrer bald tröstenden, bald tadelnden, bald jauchzenden, in Ton und Schwingung rastlos gemodelten stereotypen An- und Zurede: „Mein klein Papa!“ Welch mütterliche Zärtlichkeit und Besorgtheit, welche Betulichkeit und Fürsorge legte sie in diesen Anruf. Das kleine Zimmer der zwei alten Kneeseheleute ward gleich um einige Grade wärmer und





Ilka Grüning als Mutter Knees in „Das Kind“.

gemütlicher, sobald die Alte auch nur, das Kaffeebrett in den Händen, auf der Schwelle der niederen Tür erschien. Wenn man die Künstlerin dann wieder als verliebte schwärmerische Alte in einem Wiedschen Übermutsstück auf einer Parkbank, den Geliebten im Arm, zum Monde hinauf lachen und jauchzen hört, so staunt man über all die Wandelbarkeit der Töne und Stimmungen, über die Ilka Grüning in Meisterschaft verfügt, und das mit einer verblüffenden Treffsicherheit und Modulationsfähigkeit der Ausdrucksmittel. Es wäre ganz ohne Zweifel geraten und für bühnenpädagogische Zwecke von höchstem Werte, wenn man ihr verschiedenartig moduliertes Lachen sowie die charakteristischen Färbungen, die sie ihrer Stimmlage zu geben die hohe Meisterschaft besitzt, phonographisch festhielte. Diese Künstlerin verfügt auch noch über eine andere Virtuosität, die ihr die unglaublich starken Wirkungen mit ermöglichen hilft, die sie auf der Bühne ausübt: es ist ihre ganz verblüffende Kunst, charakteristische Masken zu machen. Sie ist imstande, sich mit Hilfe plastischer Nasenumformung, durch Veränderung des Zuges der Brauen, durch Umformung des Mundes und der Lippen, durch Perücke und Kleidung und das oben schon erwähnte höchst geschickte und charaktertreffsichere Umlegen der Stimme, sich geradezu in ein anderes Wesen zu verwandeln. Das ist schlechthin proteusartig, was sie in dieser Hinsicht wagt und vollbringt. Vergleicht man zum Beispiel die Charaktermaske, die Ilka Grüning in der Rolle der Frau Neusiegel in Thomas' „Medaille“ schuf, mit dem Zivilbild der Darstellerin, so wird man ohne jede Übertreibung sagen können, daß auch kein Zug der Charaktermaske mit dem des Zivilbildes übereinstimmt. Das ist das Geniale, Hellseherische, Visionäre an dieser Meisterin der Menschendarstellungskunst, daß sie ihren Gebilden das volle pulsierende heiße Lebensblut einzuflößen die geheimnisvolle Kraft besitzt. In jeder ihrer Rollenschöpfungen ersteht ein ganzer lebendiger Mensch. Und ist es oft auch nur in einer knappen Episode, daß die Grüning über die Szene geht, das Fluidum des Lebens pulst voll und siegreich um sie her. Alles, was sie darstellt, das lebt, ist echt und durchaus überzeugend. Ilka Grüning ist ein Wiener Kind. Schon mit siebzehn Jahren betrat sie eine kleine Berliner Bühne und zeigte sogleich so viel Talent, daß das Schillertheater sie sofort verpflichtete. Sie ist eine Schülerin des verstorbenen Heinrich Oberländer, des unvergessenen Mitgliedes und Regisseurs der Berliner Hofbühne. Auch durch Marie Pospischill wurde Fräulein Grüning ausgebildet. Sie gehörte dann dem Bremer Stadttheater, dem Berliner Belle-Alliance- und Neuen Theater an und bildete ihre junge Meisterschaft vor allem an Viktor Barnowskys „Kleinem Theater“ aus, wo sie in den ernsten und in den heiteren Dramen der modernen Theaterdichter Unvergeßliches schuf. Dann siedelte sie mit ihrem erprobten Direktor und Regisseur an das Lessingtheater über und ist heute ein stolzer Besitz der modernen Bühne.

Gedanken über die Schauspielkunst.

Wenn ich meinen Begriff der Kunst aussprechen soll, so möchte ich ihn auf die unbedingte Freiheit des Künstlers basieren und sagen: Die Kunst soll das Leben in all seinen verschiedenartigen Gestaltungen ergreifen und darstellen. Mit dem bloßen Kopieren ist dies natürlich nicht abgetan, das Leben soll bei dem Künstler etwas anderes als die Leichenkammer, wo es aufgeputzt und beigesetzt wird, finden. (Hebbel.)

Jeder ist sehr wohl zufrieden, eine schöne, lobenswürdige, brillante Rolle zu übernehmen; selten aber tut einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden zu setzen, ohne sich im mindesten zu bekümmern, ob ihn auch jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor beim Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genugzutun, wie man durch eigene Überzeugung, man sei ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Überzeugung hinreiße, wie man durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft diese Bretter in Tempel, diese Pappen in Wälder verwandelt, ist wenigen gegeben. (Goethe.)



Ilka Grüning als Aase in „Peer Gynt“.









Ilka Grüning in einigen ihrer Glanzrollen.

1. Kapsa in „Alkestis". 2. Ursula in „Alles um Geld". 3. Fürstin in „Liebestrank". 4. In „Lilion".



Professor Dr. Otto Finsch, verdienter Zoologe und Ethnograph, vollendet am 8. August in Braunschweig sein 80. Lebensjahr. Sechs Jahrzehnte dient er der Wissenschaft; seine Reisen erbrachten eine reiche Ausbeute, die zum größten Teil die Berliner Museen besitzen. Auf einer Forschungsreise sicherte er Deutschland die Nordostküste Neuguineas. Dem Schaffen des Forschers, der seit 1904 die ethnographische Abteilung des Braunschweiger Städtischen Museums leitet, widmeten wir in Heft 46 des 25. Jahrgangs einen Aufsatz.

Politik und Völkerleben.

Chronik vom 20. bis 26. Juli.

20. Juli. Auf Einladung des Reichsfinanzministers Erzberger fand in Weimar eine Zusammenkunft der Vertreter der Finanzwissenschaft und des Finanzrechts an den deutschen Universitäten, Technischen, Landwirtschaftlichen, Verwaltungs- und Handelshochschulen statt, um über die Frage der Ausbildung der künftigen Finanzbeamten zu beraten. Die Verhandlungen wurden durch eine Rede Erzbergers eingeleitet, aus der folgende Ausführungen hervorzuheben sind: Der Gesamtbedarf des Reiches einschließlich der Aufwendungen für die Bundesstaaten und die Gemeinden wird auf 25 Milliarden Mark zu bemessen sein. In Zukunft wird die Steuererhebung nicht mehr von jedem der drei Glieder einzeln, sondern vom Reich gemeinsam vorgenommen werden; die Verteilung nimmt das Reich vor. Von den 25 Milliarden dürfte das Reich für sich etwas über 17 Milliarden Mark beanspruchen, hiervon entfallen 10 Milliarden Mark auf den Schuldendienst und 4 Milliarden auf die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Will man den Staatsbankrott vermeiden, dann muß man für diese Beträge Einnahmen verschaffen. Unter Berücksichtigung der früheren Einnahmen, der im Kriege geschaffenen Steuern und der Ersparnisse sind 8 Milliarden zu erwarten, die fehlenden 17 Milliarden müssen aus neuen Quellen geschöpft werden. Als solche kommen in Betracht: der Ausbau der Umsatzsteuer, das Reichsnotopfer, eine Besteuerung wichtiger Lebensbedürfnisse, die Reichseinkommensteuer, als deren integrierender Bestandteil die Kapitalertragssteuer anzusehen ist. — Die Reichsregierung legte der Deutschen Nationalversammlung einen Gesetzentwurf vor, der eine Erhöhung der Pensionen für Reichsbeamte vorsieht, die das 65. Lebensjahr vollendet haben. Ferner sind der Nationalversammlung die Entwürfe eines Gesetzes für die Entschädigung der Offiziere zugegangen, die gezwungen sind, auf



Das Hafengelände Helgolands. Es war früher freies Meer und wurde mit vieler Mühe und unter großen Kosten dem Meer abgerungen. Erst im Krieg wurde die Anlage vollendet, die nunmehr zu Fischereizwecken Verwendung finden wird.





Fliegeraufnahmen von der Insel Helgoland, die auf Grund der Friedensbedingungen entfestigt werden soll. **Oben:** Nordspitze der Insel mit ihren Befestigungen. Die ganze Fläche ist unterhöhlt und enthält schußsichere Wohnräume, deren Eingänge auf unserem Bilde sichtbar sind. **Unten:** Gesamtansicht der Insel. Links ein Stück der Preußenmauer, die die Zerstörung der Felsen durch die Brandung verhindert. Innerhalb der Mauer der „Mönch“, weiter nach oben der „Predigerstuhl“. In der Mitte der Insel der Leuchtturm. Unten die bekannte Ausbootungsstelle, daneben der Strand. Der einst den Engländern sehr leicht feilgewesene rote Felsen hatte sich unter deutscher Hand zu einem wertvollen Flottenstützpunkt entwickelt, der ihren einstigen Besitzern schwere Sorgen machte. Da die Engländer nun die Macht in Händen haben, verbannt ihr Wille die Insel in ihre alte Bedeutungslosigkeit, und was noch schlimmer ist, er überantwortet sie der Zerstörung, da keine Schutzmaßnahmen gegen die Gewalt des Meeres getroffen werden dürfen.



Englische Zerstörungswut auf deutschem Boden. Das Ehrendenkmal für die Gefallenen von 1870/71 in dem bei Bonn gelegenen Städchen Siegburg wurde am 28. Juli von englischen Offizieren zerstört. Sie hatten vorher mit den Einwohnern Streit gesucht und ließen, als die Siegburger hierauf nicht eingingen, ihre Zerstörungswut an dem Kriegerdenkmal aus.

Grund der Verminderung der Wehrmacht aus dem Heere, der Marine und den Schutztruppen auszuscheiden, und eines ebensolchen Gesetzes für die Unteroffiziere und Gemeinen, soweit sie Kapitulanten sind. — Im Finanzausschuß des württembergischen Landtags wurde vom Finanzminister mitgeteilt, daß die württembergische Post und Eisenbahn schon am 31. März 1920 auf das Reich übergehen werden. — Die Kommissare des preußischen Staatsministeriums, Unterstaatssekretär Meyer und Kreczinski, hoben kraft der ihnen erteilten Vollmachten namens der Staatsregierung den über Teile der Provinz Pommern verhängten Belagerungszustand auf. In Zukunft sollen Maßnahmen von der Bedeutung des Belagerungszustandes nicht ohne Zustimmung der Zivilbehörden und im Benehmen mit den Vertretern der Arbeiterschaft getroffen werden. Die Vertreter der Arbeiterschaft sagten die sofortige Aufhebung des Generalstreiks zu. Zwecks Überwachung der Innehaltung der Tarifverträge und zwecks Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten sollten unverzüglich Schlichtungsausschüsse auf Grund des Gesetzes vom 23. Dezember 1918 eingerichtet werden, soweit es noch nicht geschehen ist. — Die beim Auswärtigen Amt in Berlin eingerichtete Stelle für die Ausführung der Friedensbedingungen hat zwei Unterabteilungen, eine für den eigentlichen Wiederaufbau, die andere für die finanziellen Fragen. Unter Leitung dieser Friedensstelle werden die technischen Arbeiten zum Wiederaufbau Nordfrankreichs vom Reichswirtschaftsministerium bearbeitet werden. In der nächsten Zeit handelt es sich lediglich um Aufräumungsarbeiten, für die die deutsche Regierung sich verpflichtet hat, baldmöglichst eine größere Zahl von Arbeitern zu stellen; gelernte Facharbeiter werden erst gebraucht, wenn die Anlagepläne für den Wiederaufbau in Angriff genommen werden. — Der von Clemenceau im Namen der alliierten und assoziierten Mächte in Saint-Germain-en-Laye der österreichischen Abordnung überreichte endgültige Text der Friedensbedingungen ist in allen wirtschaftlichen Bestimmungen noch viel härter als die Deutschland auferlegten Friedensbedingungen, und enthält in territorialer Hinsicht nur kleine Zugeständnisse in Kärnten und in Westungarn. Die militärischen Bestimmungen verpflichten Deutsch-Österreich zur Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht und zur Bildung eines Berufsheeres auf Grund freiwilliger Verpflichtung mit dem Höchststand von 30000 Mann einschließlich der Offi-



Fröhliche Stunden Berliner Kinder in ernster Zeit. Momentaufnahme von einem Kinderfest des Berliner Arbeiter-Eltern-Bundes.

ziere und Depots. Die Dienstzeit soll zwanzig Jahre für Offiziere und zwölf für Unteroffiziere betragen. Die Herabsetzung der Streitkräfte soll binnen drei Monaten nach Unterzeichnung des Vertrags durchgeführt sein. Innerhalb dieser Frist muß auch alles überzählige Kriegsmaterial abgeliefert sein. — Die Gesamtzahl der in Italien befindlichen österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen beträgt 359000 Mann, die sich aus Angehörigen der in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie vereinigten Nationalitäten zusammensetzen. Deutsch-Österreicher sind unter den Kriegsgefangenen nahezu 100000. — In der belgischen Kammer wurde am 17. Juli der Friedensvertrag in allen Lesungen angenommen. — Die französische Deputiertenkammer nahm am 19. Juli bei Behandlung der Interpellationen wegen der Teuerung mit 227 gegen 213 Stimmen eine Tagesordnung Augagneur an, die die Wirtschaftspolitik der Regierung tadelte. — In London wurde am 19. Juli mit großer Prachtentfaltung das Siegesfest gefeiert; die alliierten Truppen zogen unter Führung von Haig, Beatty, Pershing und Foch in die Stadt. — Die polnische Verfassungskommission lehnte die Teilnahme Polens am Völkerbund ab. — Nach einem amtlichen bolschewistischen Funkspruch erreichte die Armee Denikins die Linie Bogoduchow—Bjelgorod—Ostrogofschk. — Der englische General Allenby wurde zum Befehlshaber der alliierten Streitkräfte in Kleinasien und zum Generalgouverneur in Smyrna ernannt. — Sechs Überdreadnoughts und dreißig Zerstörer gingen am Morgen des 19. Juli als Vorhut der neuen amerikanischen Flotte des Stillen Ozeans über den Panamakanal nach dem Westen.

21. Juli. Im englischen Unterhaus wurde in allen Lesungen der Friedensvertrag mit 163 gegen 4 Stimmen, die den englisch-französischen Vertrag betreffende Vorlage in sämtlichen Lesungen einstimmig angenommen. Vom Oberhaus wurden die beiden Gesetzentwürfe in allen drei Lesungen einstimmig angenommen. — Marschall Foch ersuchte die deutsche Regierung, für den Transport eines alliierten Bataillons von Köln nach Flensburg Sorge zu tragen, wo es den Ordnungsdienst während der Abstimmung in Schleswig übernehmen soll. — Poincaré und Marschall Foch trafen in Brüssel ein. — Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhob bei der mexikanischen wegen der am 6. Juli in der Nähe von Tampico erfolgten Beraubung amerikanischer Matrosen des Monitors ‚Cheyenne‘ Vorstellungen. Wie Reuter aus Washington meldete, versuchen das dortige Kriegs- und Marinedepartement nicht, den Ernst der Lage abzuschwächen. — Die von den Unabhängigen und den Kommunisten in Deutschland propagierte Idee des Generalstreiks in allen Ländern am 21. Juli hat im Ausland nur geringen Anklang gefunden, und wo Arbeitsausstände stattfanden, hatten sie



Aus der Kunstausstellung Berlin 1919: „Menschen“, Plastik von Georg Leschnitzer. Die diesjährige Berliner Kunstausstellung, die als erste seit Kriegsbeginn wieder in dem Moabiter Glaspalast ihr Heim aufschlug, umfaßt zum erstenmal alle Berliner Künstlergruppen und Vereinigungen, ist also wesentlich vielseitiger als ihre Vorgängerinnen. Man gewinnt dadurch einen Überblick über das gesamte künstlerische Wollen unserer Zeit, dessen Schöpfungen den Beschauer manchmal recht eigenartig berühren.

andere Beweggründe als die internationale Verbrüderung des Proletariats und den Einspruch gegen den Versailler Gewaltfrieden. Schon am 18. Juli hatte nach einer Unterredung



Das Jenenser Prinzessinnenschlößchen als Volkskunsthaus. Das erste Volkskunsthaus wird der Kunstverein in Jena im Einverständnis mit der Karl-Zeiß-Stiftung und der dortigen Gemeindeverwaltung einrichten; es soll der Volkshochschule angegliedert werden. Die Zeiß-Stiftung trägt die Kosten der Einrichtung, während die Gemeindeverwaltung 5000 Mark bewilligt. Das Schlößchen, das dem früheren Großherzog gehört, soll zunächst auf sechs Jahre gemietet werden.

mit dem Ministerpräsidenten Clemenceau der Verwaltungsrat der Confédération Générale du Travail beschlossen, den für den 21. geplanten allgemeinen Ausstand zu vertagen. Der Bergarbeiterstreik in England hatte am 22. in Lancashire 7500 Mann, in Nottinghamshire 20000 Mann und in Monmouthshire 11000 Mann zur Niederlegung der Arbeit veranlaßt, am 25. nahmen sie die Arbeit unter den von der Regierung vorgeschlagenen Bedingungen wieder auf. In Norwegen brach der erste politische Streik aus, dessen Ziel insbesondere die Wahlreform gewesen ist. — In Melbourne (Victoria, Australien) fanden Unruhen statt, die von entlassenen Soldaten und Matrosen ausgingen.

22. Juli. Philipp Mercier, schweizerischer Gesandter in Berlin, wird Ende September zurücktreten, sein Nachfolger wird Dr. A. v. Planta sein. — Trotz erregter Debatten über die Wirtschaftspolitik der französischen Regierung sprach die Deputiertenkammer mit 289 gegen 176 Stimmen dem Kabinett ihr Vertrauen aus. — Der Postverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika wurde wieder aufgenommen.

23. Juli. In der Deutschen Nationalversammlung entwickelte Reichsministerpräsident Bauer das Regierungsprogramm, das zunächst die Sozialisierung der Elektrizität und Braunkohlenerzeugung sowie die Durchführung des Reichseisenbahnsystems vorsieht; im übrigen freie Wirtschaftsgestaltung, aber Sozialisierung soweit wie möglich und keinerlei neue Erschwerung für die künftige durchgehende Sozialisierung, Sicherstellung des Bedarfs der Minderbemittelten an Nahrung und Kleidung, Fernhaltung überflüssiger Luxuseinfuhr, die unsere Zahlungsmittel verschlechtern müßte, und überhaupt jeder Einfuhr, die den deutschen Arbeitsmarkt ungünstig beeinflussen würde. Ferner wies er auf die Ausgestaltung des Arbeiterrechts hin, die in Angriff genommen wird. Zur Vermeidung wilder Streiks erwägt die Regierung ernsthaft das Problem der Einführung obligatorischer Schiedssprüche. Reichsminister des Äußern Müller bekannte sich unzweideutig zu einer in jeder Beziehung friedlichen Politik; keine Revanche, sondern Revision des Vertrags von Versailles.

24. Juli. Nach dem „Manchester Guardian“ hat der Oberste englische Gerichtshof ein von Lloyd George eingefordertes Gutachten dahin abgegeben, daß die Aburteilung des Deutschen Kaisers vor dem englischen Gerichtshof wegen Verbrechens im Kriege mit England nicht als zulässig zu erachten sei. — In der Deutschen Nationalversammlung betonte der Reichswirtschafts- und Ernährungsminister Schmidt, seine Hoffnung auf Herauskommen aus dem jetzigen Chaos beruhe auf der Tatsache, daß unser Grund und Boden und unsere Bergwerke unzerstört seien, und daß unser Verkehrswesen zwar stark gelitten habe, aber doch nicht unbrauchbar sei. — Der Präsident des englischen Handelsamtes Sir A. Geddes erklärte im Unterhause, daß die Einfuhr des Vereinigten Königreichs in dem Ende Mai 1919 endigenden Rechnungsjahr einen Wert von 1363 Millionen, die Ausfuhr einen solchen von 626,6 Millionen Pfund Sterling, die Einfuhr der Vereinigten Staaten in derselben Zeit einen Wert von 538 Millionen, die Ausfuhr hingegen einen solchen von 1415 Millionen Pfund Sterling gehabt habe. — Clemenceau gab Arbeiterführern gegenüber die Erklärung ab, daß Frankreich weder in Rußland noch in Ungarn zu intervenieren beabsichtige. — In Marburg in Steiermark wurden die Serben nach hartem Kampfe von den Kroaten aus der Stadt gedrängt. In Kroatien soll nach ungarischen Nachrichten die Spannung mit den Serben im Wachsen begriffen sein. Auch Montenegro protestiert bei der Pariser Friedenskonferenz gegen die Gewaltherrschaft der Serben.

25. Juli. Erzberger verlas in der Nationalversammlung ein Schreiben des päpstlichen Nuntius Pacelli in München vom 30. August 1917, worin ein Telegramm des englischen Gesandten im Vatikan überreicht und daran die Bitte geknüpft worden ist, von Deutschland eine klare Antwort über seine Stellung zu Belgien zu bekommen. Auf diesen Brief hat der damalige Reichskanzler Michaelis nach vier Wochen eine Beantwortung der Frage abgelehnt. Die Aufregung in der Nationalversammlung über diese Enthüllung war groß. Es fehlte aber zur vollen Beweisführung Erzbergers das Hauptstück, das Telegramm des englischen Gesandten an den Kardinal-Staatssekretär. — Infolge der Entlassung von 10000 Arbeitern sind die gesamten Arbeiter der Werke von Siemens & Halske zu Berlin in den Streik getreten. Auch die Telegraphenarbeiter in Berlin traten in den Ausstand, an dem 1800 Mann beteiligt sind. — Nach Mitteilungen der „Offenburger Zeitung“ kam es in Straßburg zu blutigen Zusammenstößen zwischen dem französischen Militär und der Zivilbevölkerung, als während des Streiks der Straßenbahner französische Offiziere und Unteroffiziere die Bedienung der Wagen übernahmen. — Der deutsch-österreichische Staatssekretär des Äußeren Dr. Bauer trat zurück. — Die Entente gab bei den in Versailles geführten wirtschaftlichen Verhandlungen ihre Zustimmung zu der Wiederherstellung der alten Zollgrenze in der Rheinprovinz. — Trotz der Angriffe der Opposition gegen den Finanzminister Klotz wurde der Regierung Clemenceau in der französischen Deputiertenkammer mit 304 gegen 134 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen, zum dritten Male im Laufe einer Woche.

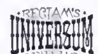
26. Juli. Der amerikanische Generalanwalt Palmer erklärt, daß die Vereinigten Staaten demnächst alle internierten bürgerlichen feindlichen Ausländer, mit Ausnahme derjenigen, die sich der Unterstützung der Anarchie schuldig gemacht haben, freigeben werden. — Nach einer Meldung aus Helsingfors wurde Professor Stahlberg vom finnischen Landtage mit 143 gegen 50 Stimmen, die auf Mannerheim fielen, zum Präsidenten von Finnland gewählt. — Die Polen griffen bei Jewie an der Bahn Wilna—Kowno die Litauer an und schlugen sie zurück. Die Ententediplomatie greift zugunsten der Litauer ein. — In einer in Plymouth gehaltenen Rede sprach Asquith über den Ernst der Wirtschaftslage Englands. Er erinnerte daran, daß sich die Nationalschuld während des Krieges ungefähr verzwölffacht hat, und daß in den nächsten Jahren Ausgaben von etwa 800 Millionen Pfund Sterling bestritten werden müssen.

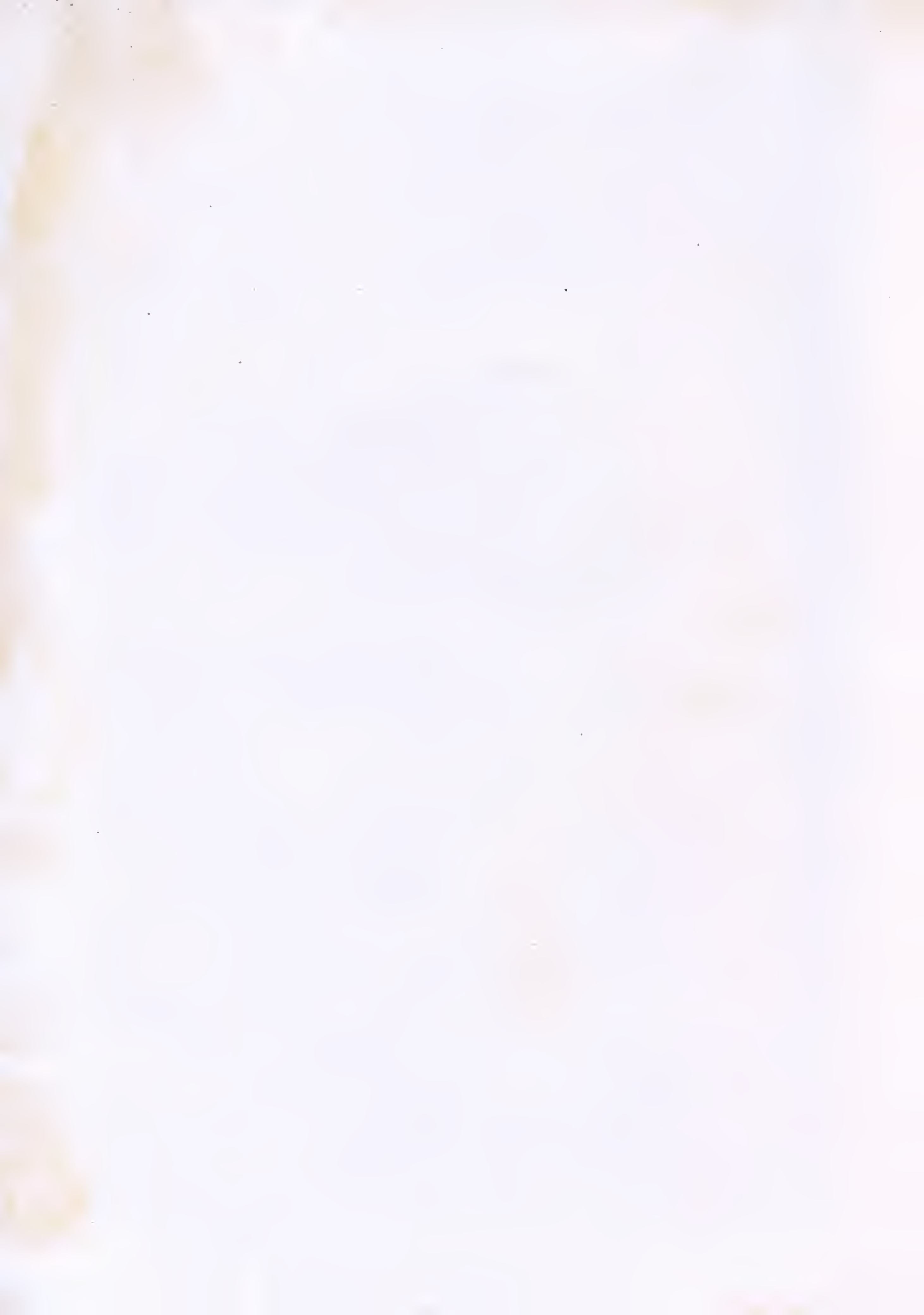
Der Zug des Todes.

In den beiden letzten Wochen brachten die noch immer täglich in einem Umfange von 4 bis 8 Seiten erscheinenden Verlustlisten etwa 5000 Namen in der Woche. Von den auf dem Felde der Ehre Gefallenen erwähnen wir: Oberstleutnant a. D. Karl **Bohlmann**, Minden i. W.; Fliegerleutnant Friedrich **Bradsieck**, Bielefeld; Leutnant d. R. Paul **Carell**, Brantshausen; Leutnant d. R. Eduard **Klemann**, Lehrte; Leutnant d. R. Wilhelm **Plöger**, Nordborchen; Leutnant d. R. Erwin **Schlesinger**, Mährisch-Ostrau; Leutnant d. L. Richard **Hoeninghaus**, Krefeld. Die Bedingungen der Entente auf Auslieferung angeblich Schuldiger haben bereits ein Opfer gefordert: Der Bürgermeister von Völklingen, **Sohns**, der von der Entente beschuldigt wird, als Kommandeur eines Pionierbataillons in Belgien planlose Zerstörungen angerichtet zu haben und in den nächsten Tagen vor das Kriegsgericht in Brüssel gestellt werden sollte, schied freiwillig aus dem Leben, um nicht seine Ankläger als Richter anerkennen zu müssen. Der frühere langjährige Direktor der Reichstagsbibliothek, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Johannes **Müller**, starb 69 Jahre alt in Berlin-Zehlendorf; sein Verzeichnis der wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands wird als wertvolles Hilfsmittel zum Studium der Geschichte der Wissenschaften sehr geschätzt. In Zürich starb am selben Tage, an dem man den 100. Geburtstag seines großen Freundes Gottfried Keller feierte, der Bildhauer Dr. Richard **Kießling**; sein Name wurde durch die Schöpfung des Tell-Denkmals in Altdorf über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt. Das Denkmal stellt den Nationalhelden dar, wie er nach Sage und Dichtung im Herzen des Schweizervolkes lebt.

Näherinnen.

Nach einem Gemälde von W. Schulze-Rose.

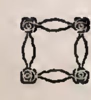






Der Baumeister von Alt-Leipzig.

Roman von Heinrich Welcker. (Fortsetzung.)



Hieronymus Lotter war der Allerletzten einer, die von dem Sarge des Fürsten sich trennten. Und als die Bekannten um ihn her sich zu verlaufen begannen, kehrte er allein unbemerkt wieder um, schlug einen Seitenweg durch die Felder ein, um vollends einsam zu sein, und suchte einen Hügel, von dem aus er die Heerstraße, die der Trauerzug eingeschlagen hatte, noch einmal überschauen konnte. Weithin über Felder und kleine Wäldchen schweifte sein Blick. Die Ernte des fruchtbaren Landes war zum größten Teile herein. Die Sonne des heißen Tages flimmerte über den Stoppeln. Da und dort bewegten sich Gruppen der Landleute, die von der Straße her, wo sie dem Zuge nachgeschaut hatten, zu ihrer Arbeit zurückkehrten. Verschwimmender Glockenton, den Toten grüßend, wehte ringsher von den Kirchtürmen der Dörfer. Ganz fern, ganz klein, zwischen den Bäumen am Saume der Straße bald verschwindend, bald wieder auftauchend, bewegte sich schattenhaft die dunkle Linie, in deren Mitte für Hieronymus Lotter davongetragen wurde, was die Verheißung für sein Leben bis zu dieser Stunde gewesen war.

Jetzt verschwand auch ihr letzter Schein im Zittern der Luft, jetzt mochte eine Senkung, durch die der Weg verlief, die Ziehenden aufnehmen. Es war nichts mehr zu sehen.

Da drang noch einmal ein Schluchzen aus des Meisters Brust, so aus der Tiefe, mit solcher seinem Willen entzogenen Gewalt, daß er die Arme wie nach Luft verlangend zum Himmel emporhob, daß ihn, der sich zu einem letzten Spähen in die Ferne so hoch wie möglich aufgereckt hatte, die Macht des Schmerzes niederwarf auf einen alten Feldstein, der zwischen Gräsern und Blumen gelagert war. Eine Weile verharrte er so. Dann aber warf er das Haar mit einem Ruck des Kopfes aus der Stirn, ergriff den Hut, der ihm entglitten war, raffte den schwarzen Mantel zusammen und stand auf. Nur die dunklen Ränder seiner Augen gaben noch Kunde von den durchwachten Nächten und den Tränen, die er nicht hatte bewältigen können. Der Ausdruck eines harten Willens fiel über sein Antlitz.

Er schritt den Hügel hinab, still-ernst, doch nicht mit gesenktem Haupte. An dem, was geschehen war, war nun nichts mehr zu ändern. Es ziemte ihm nicht, dem Unabänderlichen in unfruchtbarem Schmerze nachzuhängen über jedes Maß. So gingen in diesem Augenblick seine Gedanken.

Aber loszureißen vermochte er deshalb sein Erinnern noch nicht von dem Bilde desjenigen, der sein Denken so oft und so vollkommen bisher erfüllt hatte. Lotter fühlte, daß er an einem Abschnitte in seinem eigenen Dasein stand, es war ihm deutlich, daß das, was in dieser ersten, nun vergangenen Hälfte seines Lebens in seine Brust gesenkt worden war, nun dem Aufgehen entgegenging in der zweiten. Manch köstlicher Same mochte es sein. Schon nahmen Bauwerke, die berufen sein mochten, seinen Namen über die Jahrhunderte hinüberzutragen, Gestalt an in seiner Seele.

Mit einem beseligtem Blicke blieb er stehen und schaute zum Himmel auf, als er daran dachte. Doch er senkte wieder das Haupt und schritt weiter in stiller Arbeit an seiner Selbsterkenntnis. Es war ihm klar: auch der Keim eines übergewaltigen Ehrgeizes lag bereits in seiner Brust. Und es war keine Frage, der in siegreicher Schlacht gefallene junge Fürst war derjenige gewesen, der am meisten diesen Keim genährt, gestärkt und größer gezogen hatte. Sein Einfluß und sein Beispiel waren unverkennbar. „Kein Ziel ist dem wahren Künstler zu hoch. Auch mir nicht!" Dieses letzte Wort des Fürsten klang noch im Ohre des Meisters. Das forderte ihn auf zu Unerhörtem. Das ließ ihn wagen, was sonst Sterblichen ewig verschlossen war. — Da durchzuckte es ihn. „Wenn du mich wiedersiehst, bin ich am Ziele." Auch dieses andere Wort seines Herrn stieg vor Lotter empor. War's eine Warnung? Klopfte der Finger Gottes mit diesem Worte jetzt furchtbar mahnend an sein Gewissen? — Nun war ja der Held wirklich ganz nahe am Ziele. Aber die stille Gruft, der sein Sarg entgegenschwankte, sah anders aus, als das Ziel, an das er bei seinem Worte gedacht hatte.

Und da war sie wieder, die furchtbare Erkenntnis, die schon an seine Schläfen gehämmert hatte, während er durch die Straßen der Stadt inmitten der Ratsherren hinter dem Sarge schritt, die ihn verfolgt hatte bis in sein Haus, bis in sein Zimmer, die mit dem Dröhnen der Glocken vom nahen Thomasturm seinen Schädel zu sprengen gedroht hatte: das Größte mochte ein Mensch begehren — ein Fürst, ein Künstler, und auch ein anderer —, das im Kreise seiner Berufung liegt. Dem Fürsten ist eine Kaiserkrone nicht zu hoch, dem Künstler nicht die Unsterblichkeit. Aber wehe, wenn der Stachel des Ehrgeizes ablenkt zu einem Ziele, das mit des Menschen Berufung nichts mehr gemein hat!

Lotter konnte es sich nicht verhehlen: Es war unnötig für Moritz gewesen, persönlich unter die Feinde zu reiten. An seiner Mannhaftigkeit hatte wahrlich noch niemand gezweifelt. Tollkühn schalt man ihn schon seit dem Türkenkriege. Wohl mochte es Heldenart heißen, sich selber einzusetzen gleich dem Geringsten, wohl mochte es die Kühnheit reizen, als ein Herr auch des Schwertes gefeiert einzureiten in die Städte der Heimat und mit dem Lorbeer des Siegers sich selbst die von Ehrgeiz brennende Stirne zu kühlen, nun aber kostete das ritterliche Wagnis vielleicht dem Vaterlande die große Zukunft.

Durch des Meisters Körper floß ein Schauern trotz der Julihitze, die um ihn glühte. Aus seiner Seele kam es wie eine eisige Welle. Sein Traum kam ihm wieder. Ein Antlitz stieg vor seinem Erinnern auf, das ihn gelockt hatte, ebenso wie den Kurfürsten sein Ehrgeiz, ein Antlitz, das ihm in manchem Augenblicke das höchste Glück des Lebens zuzulächeln schien, und das doch — er sah es jetzt klar — nur ein Irrlicht sein konnte in dem Dasein des bürgerlichen Baumeisters, der nach dem Höchsten seiner Kunst und des Menschentums trachtete. Betroffen schaute Lotter in dieses Antlitz, das vor ihm herschwebte, dieses liebliche, halb kindliche Antlitz, über dessen Stirn jetzt auch noch der neue Glanz der kurfürstlichen Würde seinen Schimmer ausgoß, mit jähem Erschrecken sah er in das Auge der neuen Kurfürstin, der Herzogin zu Sachsen, der königlichen Prinzessin von Dänemark, der schönen Frau Anna.

Er blieb wieder stehen. Er schüttelte sich. Eine tiefe Scham überkam ihn und eine lebendige Reue. Welch unnütze Träumereien hatten ihn so oft gefangen genommen, die ihn doch nur seitwärts von seinem eigentlichen Wege oder abwärts ins Bodenlose verlocken konnten.

Allmählich wurde er ruhiger. Er traute sich die Kraft zu, die Versuchung, die ihn seitwärts geführt hatte,

zu überwinden. Er schritt weiter, rüstiger, fester, als er vordem gegangen war. Er schritt den Toren der Stadt und seinem Hause zu.

Frau Käthe hatte schon vom Erker aus nach ihm Umschau gehalten. Besorgt war sie hin und her gegangen, hatte immer wieder am Fenster gestanden, war zur Haustür hinabgeeilt und hatte die Nachbarn gefragt, ob sie nicht ihren Eheherrn gesehen hätten.

Die lächelten wohl über ihre übermäßige Sorge, und der und jener wagte ein keckes Scherzwort. Da war sie rot geworden und an ihr Fenster zurückgekehrt. Und nun sah sie ihn aus der Grimmischen Gasse daherkommen. Ernst sah er aus und auch blässer als sonst. Aber sein Schritt war fest und wie immer elastisch, als er aufs Haus zuging und in den Flur trat. Da eilte Frau Käthe ihm entgegen. Am Fuße der Treppe erreichte sie ihn. Ohne ein Wort zu sagen, flog sie in seine Arme, preßte ihn an sich und zog ihn, glückstrahlend in der Freude des Wiedersehens, ins Zimmer. Mit hausfraulicher Sorge umgab sie ihn und brachte ihm, was ihm irgend erwünscht sein konnte.

Hieronymus war still und ließ die Fürsorge seiner Frau über sich ergehen. Die drängte auch nicht zum Sprechen. Sie war zufrieden, daß sie ihn wieder hatte. Hatte sie doch die Vorstellung gehabt, seine Seele schwebe hinter dem Sarge her, unablässig, untrennbar, als wolle sie dem Gefallenen folgen in seine modrige Ruhestatt. Dieser Gedanke war ihr einmal gegen Mittag ganz plötzlich gekommen. Sie wußte nicht, woher, aber sie hatte ihn nicht wieder loswerden können. Ihr scharfblickendes Frauenauge hatte gar wohl bemerkt, wie das Herz ihres Mannes im Tiefsten verwundet war. Nun war sie froh, daß all die Befürchtungen, die sie an diesen Gedanken geknüpft hatte, nur Folgen einer Einbildung gewesen waren. Nun zitterte sie vor Besorgnis, daß sie etwas versehen könne. Ach, ihre Hände hätte sie auf die Dielen breiten mögen, um diesen Mann darauf zu tragen, um ihn zu hüten vor aller Fährlichkeit, um ihn sich zu erhalten. Mit solcher Zärtlichkeit liebte sie ihn.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Heimgekehrte diesen Strom inniger Liebe alsbald wahrnahm. Er blieb nicht ohne Wirkung, zumal nach den Eindrücken und Gedanken dieses Tages. Ein Gefühl bisher nicht geahnten Glückes durchströmte ihn, eine Empfindung der Sicherheit und Zufriedenheit, er fühlte sich gefeit vor seinen Träumen. Wo diese Hausfrau waltete, war für solche Gebilde kein Raum. Das Gefühl einer Schuld, einer Gedankensünde, die auf ihm laste, ward wieder stärker und lebendiger in ihm. Das bewirkte, daß er auch seinerseits sich bemühte, gegen die Frau aufmerksamer zu sein, als sonst. Und es wurde ihm keineswegs schwer. Er erkannte mit seltener Deutlichkeit ihren schlechterdings unschätzbaren Wert. Er sah ein, daß sie berufen war, das Gleichgewicht herzustellen zwischen der Welt seiner Wünsche und zwischen der Wirklichkeit. Länger als sonst nahm er seinen Knaben zu sich aufs Knie. Warum war das nur nicht immer so gewesen? Es war so natürlich! Was hatte ihn abgehalten? War er auch meist stark beschäftigt, ein Stündchen ließ sich schon noch erübrigen für die Seinen! Wieviel hatte er doch da versäumt!

Als er vollends mit Frau und Kind im Dämmer des Abends am Tische saß und speiste, ward ihm immer klarer, wie Kostbares er vordem übersehen oder als wertlos beiseite geschoben hatte, das doch das Glück des Menschen bedeuten kann. Er hatte sich manchmal über dergleichen erhaben gedünkt. Für Künstler von seiner Art, für Männer der unablässigen großen Geschäfte war das einfache Behagen des Bürgers ihm einfach verächtlich erschienen. An diesem Abende verstand er's zu schätzen. Wenn auch der Gedanke an den Kurfürsten, der bei seinem letzten Besuche so ungezwungen mit an diesem Tische gesessen und sich der bürgerlichen Häuslichkeit mitgenießend gefreut hatte, nicht umgangen werden konnte, bei einem hellen Auflachen des Kindes flog er davon wie ein Schatten. Der Vater legte selbst seinem Jungen heute die besten Bissen vor. Und schließlich trug er ihn auf der Schulter zu Bett. Der Knabe empfand ganz richtig, daß etwas Besonderes vorging. Mit verklärtem Gesichtchen saß er da oben und schaute stolz auf Ursula und die Mutter herab, die ihm zunickten und mit den Händen klatschten. Als er endlich zur Ruhe gebracht war, hing sich Frau Käthe an ihres Mannes Arm und schaute glückseligen Blickes zu ihm empor. So schritten sie durch die Tür zurück ins Zimmer. Lotter konnte sich kaum erinnern, daß sie je so miteinander gegangen wären.

Wieder schwirrte ihm einen Augenblick der Ausspruch des toten Fürsten ums Ohr: „Wenn du mich wiedersiehst, bin ich am Ziele.“ Es war nicht nur der Doppelsinn dieses Wortes, den er immer wieder empfand. Er empfand auch die Mahnung für sich, sein eigenes Ziel nicht da zu suchen, wo es ganz gewiß nicht zu finden war.

Da zog er sein Weib an sich und küßte es mehrmals. Und jeder Kuß bedeutete eine Bitte um Vergebung. Und diese Bitte wurde in tiefster Seele verstanden und ihr freudig gewillfahrt.

13.

Etliche Jahre gingen dahin. In dem Leben des Meisters änderte sich nichts. Der Spiegel seiner Seele blieb ruhig und ungetrübt. Sein Hauswesen blühte. Sein Schaffen wuchs.

Die Liebe der Gattin schenkte ihm einen zweiten Sohn, der in der Taufe den Namen Ludwig empfing. War nach dem Heimgange des Kurfürsten Moritz schon das Verhältnis der Ehegatten wärmer und inniger geworden, als es zuvor jemals gewesen war, so empfing diese Innigkeit durch das neue Glück eine neue Bekräftigung.

Auch in seiner Betätigung nach außen blieb Lotter derselbe. Nur konnte es nicht fehlen, daß er, der als fürstlicher Baumeister so besonderes Vertrauen genoß, auch das Vertrauen des Rates der Stadt in erhöhtem Maße sich alsbald eroberte. Handel und Wandel waren nach dem Kriege neu aufgeblüht im Kreise der Leipziger Mauern. Die Städte, die, wie etwa Wittenberg, als Nebenbuhler die großen Messen und Märkte nachzuahmen versucht hatten, blieben von nun an dauernd hinter Leipzig zurück. Die Standhaftigkeit der Bürger in dem siegreichen Kriege wurde belohnt. Schon Kurfürst Moritz hatte die Stadt durch neue Handelsvorrechte vor den anderen ausgezeichnet. Von Kurfürst August, der nun statt seiner nach gesetzlichem Rechte den Kurhut trug, wurden sie weiter vermehrt. Dieselbe Gunst, die die Stadt unter seinem Bruder genossen, schenkte auch er der getreuen in weitestgehendem Maße.

Das neue Kornhaus war schon vor dem Kriege glücklich von Lotter beendet worden. Nun machte der steigende Handelsverkehr eine neue Wage vonnöten. Wieder war es der erprobte Meister, dem zu seinen mannigfaltigen anderen Aufgaben auch dieser Bau vom Rat übertragen wurde. An der Ecke der Katharinenstraße und des Marktes ward sie errichtet, ein stattlicher, dreistöckiger Bau mit breitem, dreistufigem, zwei Geschosse haltendem Giebel, der auf den Markt schaute. Einfache, aber doch über den ganzen Platz hin wirkende Lisenen und Simse gliederten ihn, gefällige schneckenartige Rundungen schlossen die Füllungen ab und gaben ihm Zier. In deckelleich-

förmigen Krönungen auf den vorspringenden Ecken strebte er heiter zur Höhe, ein davorgesetztes Türmchen mit geschweiftem Dach gab ihm willkommene Bewegung. Hier mochten die Handelsherren aus aller Welt gerne verweilen.

Auch eine neue Baderei, als Zeichen sich mehrender Lebensfreude der Leipziger, ward von Lotter nahe dem Ranstädter Tore erbaut. Und damit der wichtigste Türmer der Stadt, der auf der Nikolaikirche, einen weiteren Umblick gewinne auf die Felder ringsum, und einen Feind vor der Stadt in Zukunft besser beobachten könne, als es im vergangenen Kriege möglich gewesen war, ward durch Lotters Kunst der dreiteilige Turm dieser Kirche in seinem mittleren Teile bedeutend erhöht. Eine zweistöckige Wächterwohnung wurde in den Aufsatz hineingebaut.

Heiterer Sinn sprach zu dieser Zeit aus des Meisters Werken, frohe, aufwärtsstrebende Zuversicht und die Sicherheit des vollendeten Könners. Sein Herz war geläuterter und fester hervorgegangen aus den Erschütterungen, die die harten Tage des Krieges gebracht hatten, aus den beschämenden Erlebnissen beim Besuche der Herzogin, aus den Stunden der Verzweiflung und Trauer um den Verlust des fürstlichen Freundes. Mit Gewalt hatte er mehr als einmal die Gedanken von sich geschleudert, geradezu von sich gerissen wie ein häßliches Gespinst, die ihn zuweilen wieder zurückzuziehen suchten in den Bereich seines Traumes. So war das Bild der Herzogin allmählich einigermaßen verblaßt. Der Schein des Glückes, der aus seinem Hauswesen strahlte, aus den Augen seiner Frau Käthe, ließ es lange Zeit nicht aufkommen. Gleich hellen Perlen rieselte das Lachen der beiden Knaben durch seine Zimmer. Überall jauchzte es auf. Jetzt jagte es die Treppen hinab durchs ganze Haus, jetzt klang es vorm Tore zwischen den Beeten und Büschen seines neuen Gartens, jetzt brandete es herauf von der Straße bis an seinen Arbeitstisch. Der Schimmer der Freude an seinen Kindern spiegelte sich wider auf seinen Wangen. Er fühlte deutlich, wie seine geistige Schaffenskraft sich mehrte bei dieser gesunden Nahrung seines Gemüts, wie ihm leicht ward, zu erfinden und künstlerisch auszudrücken, was ihm ehedem tagelange Mühe gemacht hatte, wie er lächelnd mit wenigen Strichen der sicheren Hand aufs Papier zu werfen imstande war, wovor im nächsten Augenblicke die anderen staunend als vor einer Offenbarung standen und mit scheuem Bewundern ehrfurchtsvoll schwiegen. Er genoß die Befriedigung und vornehme Ruhe des großen Künstlers, an dessen Urteile niemand mehr zu deuteln wagt.

Und doch, auch das änderte sich wieder im Wechsel der Tage. Vor allem war das, was dem Künstler vorläufig frommen mochte, dem Menschen schon bald nicht allerwege zum Heil.

Die bei aller Hochachtung vor seinem Können am wenigsten mit der Miene der Andacht zu ihm aufblickte, war Frau Käthe. Das war so ihre Natur. Darin lag eine Gefahr, doch auch eine Hoffnung.

Sie eilte nach wie vor mit flinken Füßen treppauf, treppab, hielt die Ordnung in den Grundstücken ihres Herrn am Schnürchen, schalt jetzt im Wirtschaftsgarten draußen bei den Ruinen der Johanniskirche die lässigen Arbeiter, fuhr jetzt den Mägden im Blumengarten vorm Ranstädter Tor über den Kopf, wenn sie am Zaune mit den Burschen die Zeit verschwatzten. Je größer das Hauswesen wurde, desto wohler wurde ihr. Aber ihrem Manne kam sie bei allem äußeren Gedeihen des Hauses nicht innerlich näher. Für die Wirtschaft hatte die schaffensfreudige Frau den rechten Sinn, für die Baukunst hatte sie schlechterdings keinen.

Das mochte letzten Endes der Grund gewesen sein, der zu allererst zu einer leisen Entfremdung der Ehegatten geführt hatte, das hielt sie auch jetzt, in den Tagen des Glücks, ferner voneinander als richtig und gut war. Zusammenarbeiten fehlte, es war nur ein ungefähres Sichergänzen auf den verschiedenen Gebieten, hier der Kunst des Mannes, dort der Wirtschaft der Frau.

Und so stieg langsam das Verhängnis wieder herauf.

War es dem Meister gelungen, das, was als sinnliche Versuchung eine Zeitlang an ihn herangedrungen war, in sich zu besiegen — ganz allmählich, unbemerkt auch von ihm selber, schlich es sich in einsamen Stunden wieder heran, erst nur als eine Erinnerung, dann als Empfindung einer Leere und eines leisen Verlangens, am Ende als verschwommene Sehnsucht, als ein unklarer Künstlertraum.

Wohl waren begeisterte Freunde oftmals um ihn, wohl reiste kein Baumeister von Bedeutung durch die Stadt, ohne in seinem Hause vorzusprechen und einige Stunden an seinem gastfreien Tische in regem Gespräche zu weilen, wohl übte auch Frau Käthe in solchen Stunden ihre Pflicht als Wirtin, aber in einen inneren Zusammenhang trat sie deshalb doch weder mit dem Gaste, noch mit ihrem Eheherrn. Klug war sie und gut, gesellig und fröhlich, doch künstlerische Stimmungen waren ihr fremd. Immer wieder aber versuchte Hieronymus, sie in solche hineinzuziehen, und immer wieder erwies es sich als vergebens. Sie war willig, auf das zu hören, was er ihr vortrug oder ihr an Vollendetem zeigte, sie teilte mit ihm die Freude und Genugtuung, wenn ein Bauwerk aus dem Grunde emporwuchs und die Zeichnungen auf dem Papiere von Tag zu Tage mehr körperliche Gestalt wurden, aber wenn er die Empfindungen, die ihn erfüllten, vor ihrem Ohr in Verbindung zu setzen suchte mit den Formen, die er schuf, wenn er sie hinwies auf das, was aus dem Gestalteten sprach, dann versagte sie doch. Sie antwortete dann am liebsten nichts. Die Sprache der Kunst verstand sie nicht. Wenn sie aber hie und da Bemerkungen wagte, um gefällig zu sein, dann erwiesen sie sich als wenig glücklich, Kinderspielgedanken neben Denksteinen, die zu Jahrhunderten sprechen sollten. Die Versuche des Meisters, sie in sein Reich hinüber und dauernd näher an sich heranzuziehen, blieben erfolglos.

Kein Wunder, daß er solche Versuche unterließ, nachdem ihm diese Erkenntnis zur sicheren Gewißheit geworden war. Kein Wunder auch, daß das Füreinander der Gatten allmählich zu bloßem Nebeneinander ward. Zwar kein offenbarer Zwiespalt trennte sie, kein unfreundliches Wort wurde jemals gesprochen, wie die Schalen einer ruhenden Wage standen sich ihre Achtung und Duldung gegenüber, aber nur ein Körnchen mochte darauf fallen, so sank die eine oder die andere.

Bei allen Fähigkeiten in seiner Kunst, bei aller Klugheit in seinen Geschäften fehlte dem Meister bislang noch eine Weisheit: daß auch der Kleinste von denen, die die Heimaterde als Bürger trägt, einen unschätzbaren Teil des Ganzen bedeutet, daß die Arbeit der Tausende, deren bescheidene Wirkungen in unzählbaren, kleinen Strahlen durcheinander laufen wie die verwirrten Wurzelfäden des Mooses, die fruchtbare Bodenunterschicht formt, aus der erst die hohen Stämme empor zu schießen vermögen, die in den Jahrhunderten leben.

Ganz besonders aber mangelte dem Meister noch die Erkenntnis vom Werte der Frau, vom Werte ihres Wirkens als treuer Erhalterin, stetiger Mehrerin. Gegenstand stürmischer Werbung war sie für ihn gewesen, als Sinnbild der Schönheit mochte er sie mit andachtsvollem Künstlerherzen verehren als Zierde des Hauses sie wohl-

wollend lieben, aber dem Werte des schaffenden Mannes sie gleichzustellen oder nur in ihrer besonderen Art sie richtig einzuschätzen vermochte er bis auf weiteres nicht.

Die Ehren und Aufgaben, die ihm zu dieser Zeit aufs neue erwuchsen, waren wenig geeignet, die Selbsteinschätzung seines eigenen Wertes neben dem der Frau geringer ausfallen zu lassen.

Eines Tages traf er, zum Rathause gehend, mit Dr. Fachs auf dem Markte zusammen. Der ging gar mühselig einher und lächelte schmerzlich, als Lotter ihm die Hand bot. Sein Körper schien noch kleiner geworden, sein Antlitz noch faltiger als sonst, müde winkte seine welke Hand ab, als Lotter nach seinem Befinden fragte. Aber wie immer war er geschäftig und voller Gedanken. Als sie zur Treppe kamen und den ersten Absatz hinaufgestiegen waren, blieb er stehen, um Atem zu holen, und hielt Lotter neben sich fest.

„Seht Euch diese Stiege an, Meister Hieronymus," begann er, „und diese schimmligen Balken, die überall durch den Kalk lugen!" Er streifte die Wand mit der Spitze seines Stockes. „Gibt Euch das nicht zu Plänen Anlaß?" Der Mörtel bröckelte ab und färbte die Stufen grau. „Und hier!" Dr. Fachs stieß jetzt mit der Stockspitze ins Holz zu seinen Füßen. Es war weich. Splitter bäumten sich auf, spritzten beim zweiten Stoße davon. „Daß das alte Haus morsch ist, wissen wir alle. Neulich aber, als ich durch die Salzgasse herkam, dunkte es mich fast, der Giebel neige sich. Ich sprach mit mehreren drüber. Doch die wollten's nicht Wort haben."

Lotter nickte. „Ihr habt ganz richtig gesehen. Ich weiß es. Er neigt sich wirklich."

„Nun also!"

„Deshalb fällt er noch nicht heute und morgen!"

„Mag sein. Aber übermorgen vielleicht. Und eine Ehre ist es auch nicht, daß man uns nachsagen kann, wir sähen es und hülfen nicht ab, ereiferte sich der Doktor. „Ich begreife gar nicht, Ihr sprecht wie die anderen. Ich hatte etwas ganz anderes von Euch erwartet. Sonst fiel Euch die Begeisterung nicht so schwer. So oft man in der Sitzung darauf kommt, sieht man verdrießliche Gesichter. Diese Krämer fürchten für ihren Säckel. Ich aber werde nicht still! Das werde ich nicht, ehe man mich nicht unter die Erde bringt!"

Er faßte den Meister vertraulich und lebhaft am Wamse. „Eine neue Eingabe habe ich eingereicht, gestern noch, und darin den Neubau gefordert. Man wird heute unter den Eingängen Kenntnis davon nehmen müssen, ob man will oder nicht!"

„Man wird doch noch keinen Beschluß fassen."

„Gewiß nicht. Aber wenn der Rat im nächsten Jahre wechselt, heißt unser neuer Bürgermeister Hieronymus Lotter. Dann tut meine Schrift ihre Wirkung."

Der hinfällige Mann lächelte wieder, wie man es sonst an ihm gewohnt war. Er war wieder ganz der alte, da er berechnete, wie seine Eingabe gerade zur richtigen Stunde vor dem alljährlichen Rats- und Bürgermeisterwechsel kommen mußte, um in der Amtsperiode des neuen Rats fürs nächste Jahr zur Beratung zu stehen. Sein ganzes Leben hatte aus diesen kleinen Listen bestanden.

Lotter zuckte nur leis mit den Achseln, indem er sich zum nächsten Absatze der Stiege wandte.

„Ihr sagt gar nichts!" rief Fachs hinter ihm her, hielt ihn am Ärmel und suchte ihn umzuwenden. „Wollt Euch nicht um die Sache bekümmern?" Er mochte irgendein Wort des Meisters erwartet haben aus Anlaß der Erwähnung der Würde, die man ihm zugedacht haben sollte. „Freut Ihr Euch nicht ein wenig?"

Da wandte sich Lotter, über dem anderen auf den Stufen stehend, um und nickte wieder. „Ich habe davon gehört, welches Amt man mir zugedacht hat. Ich werde es annehmen. Vielleicht wird dann auch aus Eurer Eingabe das neue Rathaus."

Mehr sagte er nicht. Er verriet nicht die geringste Erregung. Er schritt langsam, mit großen Schritten die Treppe weiter hinauf.

Mit keuchender Brust suchte Fachs hinter ihm nachzukommen. Er sah sich zurückgesetzt, beinahe beleidigt. War er es nicht gewesen, der jenen dem Kurfürsten Moritz zugeführt hatte? War das die Dankbarkeit, die seinen Mühen gebührte? Mit welch einem Herrentone von oben herab des Künstlers Hochmut gesprochen hatte! Wie er jetzt federnden Schrittes vor ihm emporstieg! Oh, er sah sich nicht um nach dem, der mit zitternden Knien hinter ihm zurückblieb! Es schien, er hatte ihn in diesem Augenblicke schon wieder gänzlich vergessen! So selbstbewußt, seiner Wirkung sicher, schritt er dort oben jetzt durch die Tür. Gleich würde man ihn drinnen umringen, ihn empfangen als den Mann der Zukunft, als den Günstling des Fürsten, als das Kind des ewigen Glücks!

Fachs stöhnte und lachte zugleich. Des ewigen Glücks! Er wußte, was man sich dabei zu denken hatte! Da fühlte er gerade wieder in seiner Brust einen stechenden Schmerz. Den spürte er schon immer, bald mehr, bald minder, und keines Doktors Gelehrsamkeit wußte, woher und wohin!

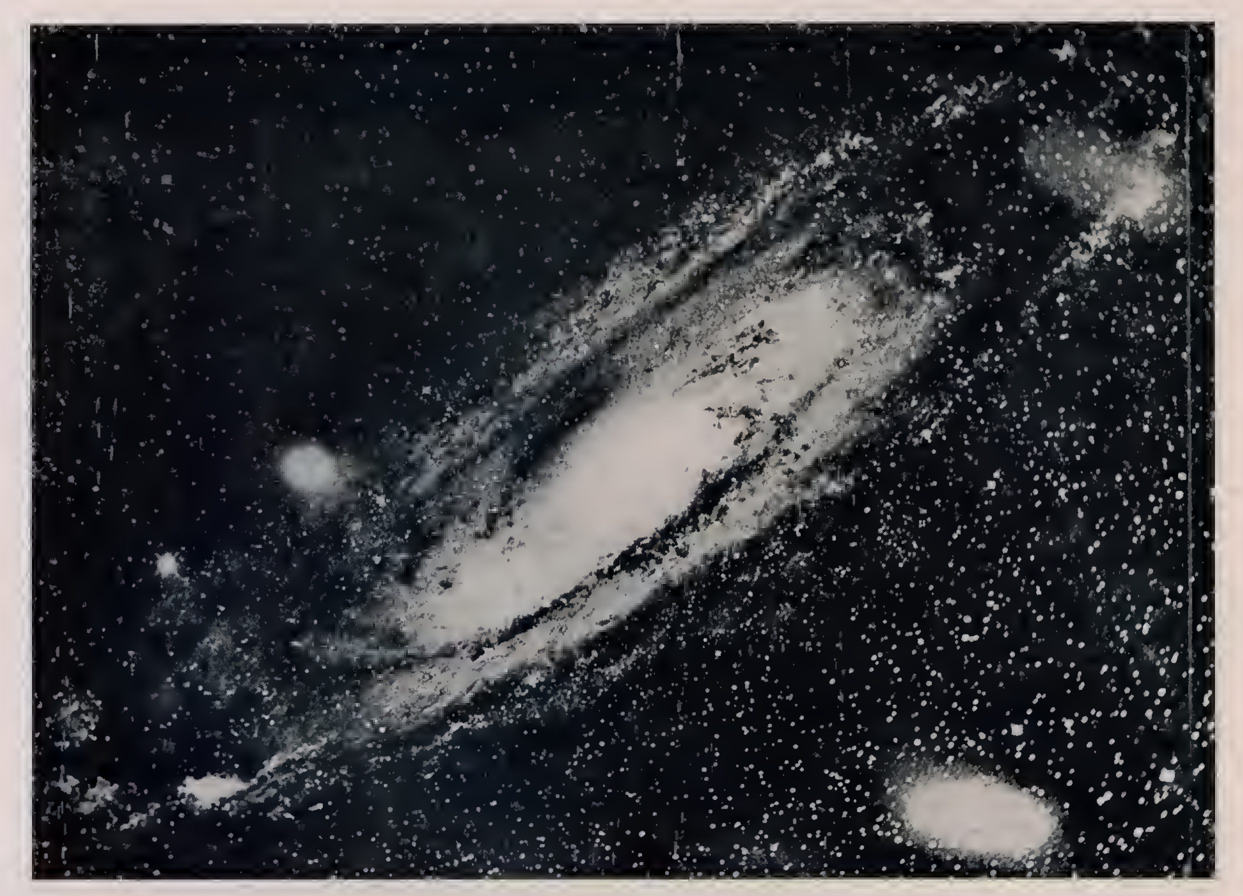
Er lehnte sich an die Wand in der Treppenwindung. Sein Antlitz war so kalkig grau wie sie selber. Wie von einem Blitzstrahl durchhellt, zog sein Leben an ihm vorüber. Ein rastloses Hasten und Würgen war es gewesen. Um Ehren und Einfluß. Unendliche Arbeit war es gewesen. Mancherlei Auszeichnungen hatte er ergattert, unzählbare Demütigungen hatte er eingesteckt. Und jetzt ward er von dem da, der so recht eigentlich nur sein Geschöpf war, einfach vor der Tür stehengelassen!

Das ewige Lächeln seines Gesichts machte einem bitterbösen Ausdruck des Hasses Platz. Mit einem häßlichen Auflachen schüttelte er die Faust hinter dem anderen, der so selbstsicher über ihn hinausschritt.

Da hörte er Stimmen von unten. Andere Ratsherren kamen die Stufen herauf. Sofort verzog sich sein Gesicht wieder in die gewünschte Lage. Mit Befriedigung fühlte er, daß er noch Herr seiner Mienen war. Er schöpfte Atem. Er raffte all seine Kraft zusammen und stieg vollends die Treppe hinauf. Lächelnd trat er eine Weile nach dem Meister in den Saal. Der aber plauderte drinnen voll Unbefangenheit mit seinen Amtsgenossen. Er hatte gar nicht bemerkt, daß der andere solange hinter ihm zurückgeblieben war.

Als nachher in der Beratung der Titel seiner Eingabe verlesen ward und einige Fragen dazu gestellt wurden, da erhob Fachs sich, sprach warm von der Notwendigkeit des verlangten Neubaues und betonte, nicht etwa sein Freund Lotter habe ihm dazu Anregung gegeben, sondern einzig seine eigene Meinung habe er noch einmal zum Ausdruck zu bringen gewünscht, das hebe er hervor. Aber gerade weil er das so herausstrich, sahen sich mehrere verstohlen lächelnd an und nickten sich verständnisvoll zu. Lotter bemerkte das. Er fühlte auch, daß zu dieser Hervorhebung gar kein Anlaß gewesen war. Auch er erhob sich darum und wiederholte des Dr. Fachs Versicherung nochmals. Aber er machte es damit nur schlimmer, er sah es deutlich. Ungläubige Mienen blickten zu ihm auf. Einer klopfte ihm nachher sogar wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Das war gar nicht nötig, Ihr bekommt den Bau auch so, sobald er beschlossen wird."

Dr. Fachs hörte es, nickte mit verschmitzter Miene und lächelte dreifach so süß wie sonst. (Fortsetzung folgt.)



Ein fernes Milchstraßensystem: Der Nebel „Andromeda“. (Photographie.)

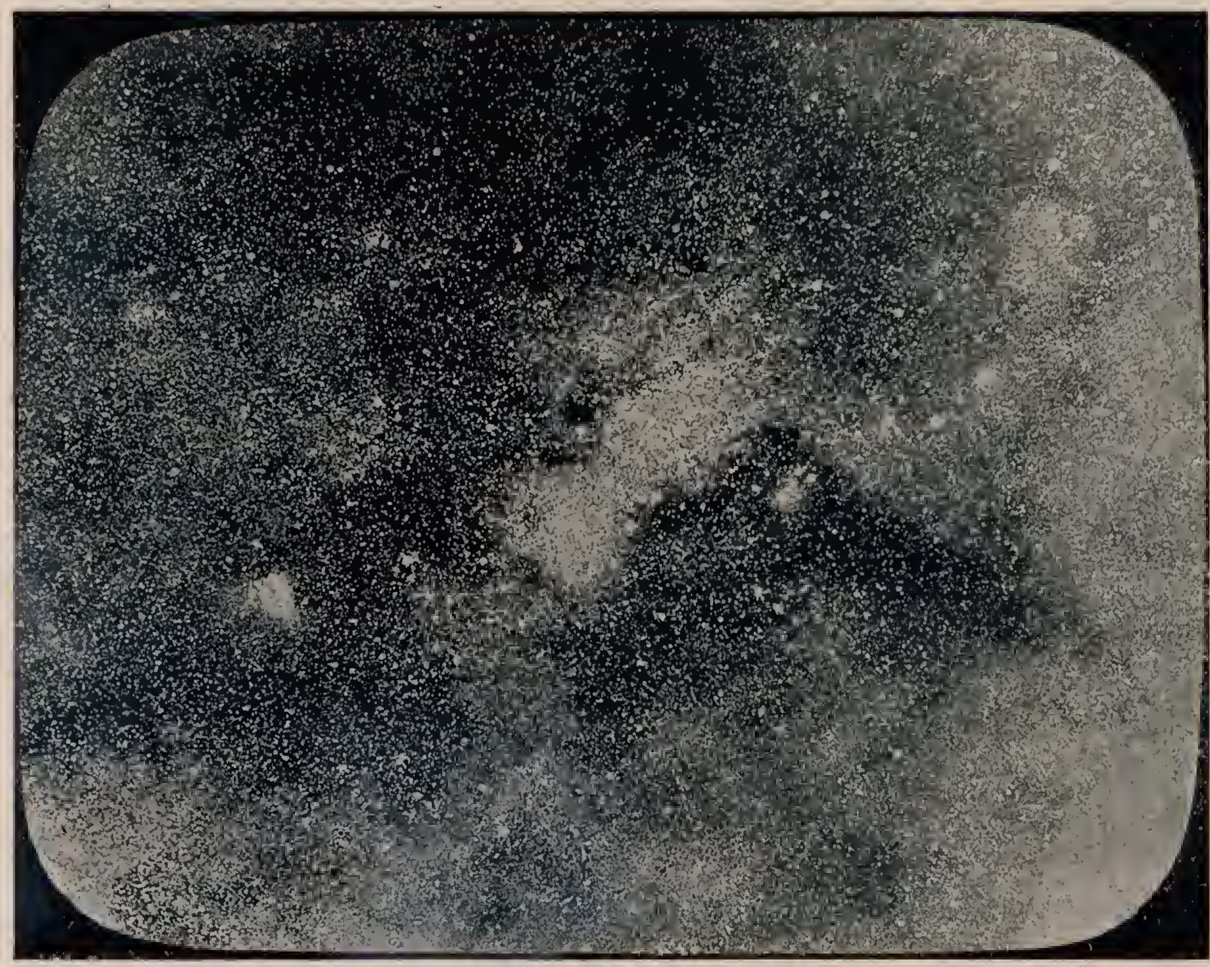
Vom Bau der Welt.

Eine kosmische Betrachtung von Bruno H. Bürgel. (Hierzu fünf Abbildungen.)

Lernt kosmisch denken! — Jedem Menschen möchte man in diesen Zeiten des Niederganges, der sozialen und politischen Unruhen diese Forderung zurufen. Lernt groß denken und handeln, lernt Bescheidenheit und Würde durch Betrachtung der Unendlichkeit, der Welt von Welten über uns, deren Erhabenheit vor dreieinhalb Jahrhunderten Giordano Bruno zum Apostel des Kosmos machte, aber auch zum Märtyrer, dessen große Gedanken der flammende Holzstoß beendete, wenn auch nicht zerstörte.

Zwischen dem gestirnten Himmel droben und dem moralischen Gesetz in uns fand ja schon Kant, der große Königsberger Philosoph, Beziehungen; jeder, der ein Einsamer im Geiste ist, abstrebt von der breiten Straße, wird sie empfinden. „Die Sterne wandern ihren leisen, geheimnisvollen, wunderbaren Gang.“ Ihr Atemzug sind Jahrmillionen! Sie sahen schon die Pyramidenbauer des Pharaonenlandes, und an ihnen gemessen liegt zwischen dem Turm zu Babel und dem Eiffelturm, von dessen Spitze jetzt drahtlose Wellen „Weltgeschichte“ ausstrahlen, eine Sekunde im Naturgeschehen.

Wie winzig klein ist doch das Erdenrund! Mehr als $1^1/_4$ Millionen Erdkugeln könnte man allein in den Riesenleib unserer Sonne einfüllen, und doch wissen wir heute, daß es Sonnen gibt, die weitaus größer sind als der Feuerball, der unsere Ernten reifen läßt. In den hellen Fixsternen Sirius und Wega haben wir solche Riesengeschwister unserer Sonne vor uns, und dennoch erscheinen sie selbst in den mächtigsten Fernrohren der Welt als leuchtende Punkte ohne Ausdehnung. Die ungeheure Entfernung ist es, die sie so klein erscheinen läßt. Gewaltige Räume hat der Welt-Baumeister zwischen den einzelnen Sonnensystemen im Universum angeordnet. Ist doch selbst der nächste Nachbar unserer Sonne, der Stern Alpha im Sternbilde des Kentaur, 271000 mal weiter von ihr entfernt als die Erde von der Sonne! Das Licht ist der schnellste Bote, den wir kennen. Die Lichtstrahlen legen in jeder Sekunde einen Weg von 300000 Kilometern zurück. In $8^1/_4$ Minuten gelangen sie von der Sonne zur Erde. Die Strecke nun, die zu durchlaufen die Lichtstrahlen ein volles Jahr brauchen, nennen wir ein Lichtjahr. Das entspricht also einer Wegstrecke von 9467000000000 Kilometern! Jener Stern Alpha Centauri ist $4^1/_3$ solcher Lichtjahre von dem Orte im Raum entfernt, den unser Sonnensystem einnimmt. Der oben genannte Sirius ist etwa $8^1/_2$, die Wega annähernd 39 Lichtjahre fern von uns. Nur wenige Sterne aber stehen uns so „nahe“. Gestirne, deren Abstand sich auf mehr als 60—80 Lichtjahre beläuft, sind der Messung schon nicht mehr zugänglich; die Werte werden unsicher, denn die Basis, von der unsere Messung ausgeht, der Durchmesser der Erdbahn um die Sonne, der rund 300000000 Kilometer groß ist, wird gegenüber solchen Entfernungen zu einem verschwindenden Punkt im Universum. Bei den entfernteren Gestirnen sind wir also auf Schätzungen angewiesen, und gehen dabei von der Anschauung aus, daß die Sterne, die uns am kleinsten erscheinen, auch die fernsten sind. Selbstverständlich ist diese Auffassung durchaus nicht allgemein gültig. Es gibt Sterne, die uns verhältnismäßig nahe



Photographie eines Abschnitts der Milchstraße. Jedes Pünktchen ist eine Sonne.

stehen und doch klein erscheinen, weil sie eben in Wahrheit nur eine geringe Größe haben, und im Gegensatz dazu kennen wir sehr große, helle Sterne, die viel weiter in die Tiefen des Raumes hinausgerückt sind als ihre kleineren Geschwister.

Dennoch aber ist unverkennbar, daß das Heer der 50 Millionen Sonnen, die uns unsere heutigen optischen Mittel im Universum zeigen, weit in die Tiefe gestaffelt ist. Es bereitet enorme Schwierigkeiten, auch nur ein ungefähres Bild von der Entfernung und Verteilung der Sterne im Raume zu gewinnen, und — wie nicht anders zu erwarten — ist die Wissenschaft genötigt, fortwährend ihre Ansichten darüber zu korrigieren. Immerhin kann man als ungefähre Entfernung der Sterne 5.—6. Größe (die dem freien Auge gerade eben noch in klarer Winternacht draußen im Freien erkennbar sind) 300 Lichtjahre setzen. Jene allerkleinsten Sterne aber, die unsere Riesenfernrohre in den fernsten Fernen eben noch dann und wann aus dem Dämmer der Unendlichkeit als blinkenden Diamantstaub auf dem dunklen Mantel der Himmelsgöttin aufblitzen sehen, können 4000—5000 Lichtjahre fern von uns ihre Straße ziehen.

Lesen wir nicht daran vorüber als an einer phantastischen Zahl, die der Denkmasse in der beinernen Höhle unseres Schädels unfaßbar ist, versuchen wir einen Augenblick in diesem Spiegel der Unendlichkeit die eigene Kleinheit zu erfassen, das Bazillenhafte menschlichen Tuns! Fünfzig Millionen Sonnen in tausend Siriusweiten! Wieviel Milliarden Erden mögen sie begleiten auf ihrem Fluge durch den Raum? Von wieviel Planeten mögen suchende Augen in das Gewimmel der fernen blinkenden Lichter starren, wie viele Menschheiten, in allen möglichen Kulturzuständen, in allen möglichen, ihren Welten angepaßten Gestalten, mögen in Haß und Liebe, in Kampf und Hoffen als unnennbare Winzigkeiten auf diesen verlorenen Sandkörnern im All, die kein Riesenfernrohr je erspähen wird, ihre kurze Lebensbahn durchmessen?!

Wie klein erscheint doch Erdenlauf und Menschenelend dem „Laplaceschen Geist", der die Sonnenschwärme werden und vergehen sieht, wie wir die Stäubchen, die im Sonnenstrahl durch unser Zimmer schwirren! —

Und wie diese Stäubchen im Sonnenstrahl langsam dahingleiten, durcheinanderwirbeln, so auch die Sonnen im Raum. Mit ganz gewaltigen Geschwindigkeiten, die die unserer Schnellzüge um mehr als das Tausendfache übertreffen, eilen die Sterne hierhin und dorthin, nähern sich diese unserem Sonnensystem, streben andere von ihm fort. So nähert sich uns der Sirius in jeder Sekunde rund 8 Kilometer, Alpha Centauri etwa 22 Kilometer. Hingegen vergrößert sich der Abstand des Hauptsternes im „Fuhrmann", Kapella genannt, in einer einzigen Sekunde um annähernd 30 Kilometer! Auch die Sonne selbst steht nicht still. Mit all ihren Planeten, Monden, Kometen eilt sie jener Stelle im Raume zu, an der wir den hellen Stern Wega im Sternbilde der „Leier" stehen sehen, und die Untersuchungen, die Kempf und Campbell unabhängig voneinander anstellten, ergaben, daß diese Fortbewegung 18,5—20 Kilometer in der Sekunde beträgt.

Trotzdem also die Sterne sich mit fast unvorstellbarer Schnelligkeit nach hierhin und dorthin bewegen, sehen wir all die wohlbekannten Sternbilder so stehen, wie sie Kolumbus sah, als er sich an ihnen zum geahnten Weltteil im Westen tastete, wie sie der große Nazarener sah im Garten von Gethsemane, wie sie Menes sah, als er drei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung die große Nilregulierung vornahm.

Auch hierin liegt ein Beweis für die ungeheure Entfernung der Gestirne. Erst nach vielen Jahrtausenden werden zukünftigen Geschlechtern Veränderungen in der Stellung der Gestirne bemerkbar, fallen die Sternbilder langsam auseinander zu neuen Gruppierungen. Die hohe Präzisität unserer modernen Meßinstrumente, geistvolle Methoden der astronomischen Forschung unserer Tage, gestatten freilich, diese Bewegung der Sterne trotzdem zu messen, und so wissen wir z. B., daß der am schnellsten forteilende Stern des nördlichen Himmels, ein kleines Sternchen im „Großen Bären", das im Sternkatalog die Nummer 1830 führt, in 250 Jahren etwa um eine Vollmondsbreite seinen Ort verändert. Der Sirius durchmißt diese Strecke erst in etwa 1400 Jahren!

Wir sehen uns also einem für menschliches Denkvermögen nahezu unendlichen Heer von etwa fünfzig Millionen Sonnen gegenüber, das sich 5000, nach anderen Forschungen gar 8000 bis 10000 Lichtjahre weit ringsum im Raum gruppiert und in ständiger Bewegung und Umwandlung begriffen ist. Daß es trotzdem möglich gewesen ist, sich ein Gesamtbild von dieser Welt von Unermeßlichkeiten zu machen, eine höhere Ordnung, Gestalt, Gesetzmäßigkeit im Aufbau des Universums zu finden, ist kaum minder wunderbar, als diese Welt selbst. — Das unendlich winzige Menschlein auf seinem verlorenen Sandkorn hat mit der rätselvollen Kraft seines Verstandes die Pläne des erhabenen Weltbaumeisters bis zu einem gewissen Grade erkennen können, soweit man überhaupt von „Erkennen" bei menschlicher Forschung sprechen kann.



Wie unser Milchstraßensystem einem Beobachter im Raume erscheinen würde. Der Punkt S ist der Ort unserer Sonne.



Der Spiralnebel im Sternbilde „Jagdhunde". Photographie der Yerkes-Sternwarte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Bei all diesen Arbeiten über den Aufbau des Sternheeres hat jener zarte, schimmernde Ring eine wichtige Rolle gespielt, den wir in klaren Nächten das Himmelsgewölbe umspannen sehen: die Milchstraße. Mit den von ihm selbst gebauten mächtigen Teleskopen hatte Wilhelm Herschel, der einstige hannoversche Regimentsmusikus und spätere königlich englische Astronom, im Jahre 1784 endlich das, was weitblickende Männer schon vor Jahrhunderten mehr oder weniger deutlich geahnt, bestätigt: das schimmernde Nebelband der Milchstraße löste sich in den Rieseninstrumenten in Millionen Sterne auf. Wie die Schneesternchen im Schneegestöber, drängen sich hier die Sonnen zusammen. — Die weiteren Untersuchungen Herschels und seines Sohnes ließen klar erkennen, daß alle Sterne, die wir rings am Himmel sehen, zu diesem Sternengürtel der Milchstraße in Beziehungen stehen. Je mehr wir das Fernrohr bei der Durchforschung der Himmelsräume von der Milchstraße entfernen, um so mehr nimmt die Zahl der Gestirne ab. Die am weitesten von diesem leuchtenden Ringe abgelegenen Himmelspunkte sind auch die sternärmsten. Schon Herschel kam zu der Vermutung, daß all die Sterne rings um uns her ein in sich abgeschlossenes System, eine mächtige Sterneninsel im Weltenraum zu bilden scheinen, eine verhältnismäßig flache, ungeheure Scheibe von Sonnen, deren Kante die Milchstraße bilde, und unweit deren Mittelpunkt unsere Sonne mit ihren Planeten eine nur untergeordnete Rolle spiele. In des Raumes Tiefen sehen wir da und dort leuchtende Flecke wie Nebelwölkchen. Im Fernrohr, oder bei Anwendung der Himmelsphotographie, zeigt es sich, daß es Ansammlungen von Tausenden von Sternen sind. So ähnlich dachten sich wohl die ersten Erforscher der Milchstraßenwelt die Sterneninsel, der wir angehören.

Je mehr man aber eindrang in dieses Wissensgebiet, je deutlicher wurde, daß die Milchstraße ein ungemein kompliziertes Gebilde ist, mit Ausläufern, Lücken, Verästelungen, Anhäufungen von Sonnen hier, sternenleeren Stellen dort. Jahrzehntelange Untersuchungen von Gould, Easton, Seeliger, Stratanoff, Celoria, Proktor über die Milchstraße, Arbeiten über die Bewegung der Fixsterne, über den Aufbau der Sternhaufen, über die Struktur der kosmischen Nebel haben dazu geführt, das Problem in seinen Grundzügen klarzustellen.

Es ist danach zweifellos, daß die Milchstraße mit ihren vielen hundert Millionen Sonnen, zu denen auch die unsere gehört, ein in sich abgeschlossenes Gebilde ist, ein riesenhafter Körper im Raum, der aus Sonnen besteht, wie etwa eine im Luftozean der Erde schwebende Wolke aus Milliarden winziger Wasserbläschen zusammengesetzt ist. Aber es handelt sich nicht um einen mächtigen Sternenring, oder um eine Sterneninsel von linsenförmiger Gestalt, wie man wohl früher annahm, sondern um einen verhältnismäßig flachen, *spiraligen* Körper.

In den Tiefen des Raumes zeigen uns die Fernrohre Objekte, die unsere Auffassungen über den Aufbau des Milchstraßen-Systems wesentlich beeinflußt haben, und deren Grundform derjenigen unserer Milchstraße entspricht. Das sind die großen Spiralnebel, von denen der auf Seite 713 im Bilde dargestellte Spiralnebel in den „Jagdhunden" ein typisches Beispiel ist. So wie dieses Objekt, muß — aus fernsten Fernen gesehen — auch die Sterneninsel der Milchstraße aussehen. Nicht in den Einzelheiten, denn soweit geht unser Erkennen noch nicht, wohl aber im allgemeinen Aufbau. Nach Eastons umfangreichen Forschungen und scharfsinnigen Kombinationen gehört also unsere Sonne einer Sternfamilie an, die wieder einen Teil eines großen Sternhaufens bildet. Dieser Sternhaufen befindet sich im zentralen Teil der gewaltigen Milchstraßenspirale. Diese Spirale besteht in der Hauptsache aus einem Kern, der von der Erde aus gesehen im Sternbilde des „Schwanes" liegt, und drei Hauptspiralarmen. Sehr deutlich können wir da und dort im leuchtenden Milchstraßenband die Zwischenräume zwischen diesen Armen als dunkle Gänge erkennen. Vornehmlich zwischen den Sternbildern „Schwan", „Adler" und „Skorpion". Solche Spiralarme sehen wir auch deutlich bei der hier reproduzierten Photographie des Nebels in den „Jagdhunden". Den Durchmesser des ganzen Milchstraßensystems schätzt man auf 10000 bis 20000 Lichtjahre. Wäre es uns möglich, von der Erde, von der Sonne fortzufliegen, immer weiter hinaus in den Raum, hinweg über den Sternengürtel der Milchstraße, bis in das Unendliche, wir sähen endlich die ganze Milchstraßenwelt unter uns liegen etwa in der Gestalt, die unsere Abbildung auf S. 713 zu veranschaulichen sucht. Der mit S bezeichnete Punkt wäre der Ort unserer Sonne in diesem Gebilde. Flögen wir so, daß wir unsere Sterneninsel nicht von oben, sondern von der Seite, von der „Kante", wenn man so sagen darf, erblicken, dann hätten wir etwa den Anblick, den der untere Teil der Abbildung vermittelt.

Die Milchstraße auf der nördlichen Himmelshalbkugel.

Fürwahr ein Weltgemälde von gewaltiger Großartigkeit! Die Erde, die vor Kopernikus den Mittelpunkt der Welt, ja die Welt selbst vorstellte, sie ist heute ein Sternlein, das mit vielen anderen die Sonne umwandelt. Diese Sonne wird abermals zu einem kleinen Gliede einer Familie von Sonnen, die gemeinsam im Raum ihre Straße zieht, und diese Sonnenschar geht unter in einem Heer von Millionen Sonnen, die alle zusammen eine Fixsternwolke im Universum darstellen!

Und ist hier die Grenze? Ist vielleicht auch dieses der menschlichen Vorstellungswelt so unermeßlich dünkende Milchstraßensystem nur wieder ein Einzelding einer höheren Ordnung? Gibt es im Universum gar Millionen solcher Milchstraßensysteme, wie es Millionen Sonnen gibt?

Wir sehen in der Tat im Raum sehr ferne, außerordentlich große Inseln, die aus unzähligen Sternen bestehen und in ihrer Gestalt eine überraschende Ähnlichkeit mit der Milchstraße haben. Das berühmteste, schönste dieser Objekte liegt im Sternbilde der „Andromeda", und ist schon in einem guten Feldstecher als leuchtende, neblige Linse von bedeutender Ausdehnung erkennbar. Unser Bild S. 711 zeigt diesen „Andromedanebel", wie er sich in einem sehr großen Fernrohr präsentiert. Auch hier ist die spiralige Form unverkennbar. Deutlich sehen wir mehrere Arme und die dunklen Zwischenräume. Die ganze ungeheure Sterninsel des Andromedanebels liegt schräg zu unserer Blickrichtung. Wir sehen sie in perspektivischer Verkürzung. Das Spektroskop hat nachgewiesen, daß wir es hier mit Sonnenschwärmen zu tun haben, nicht mit kosmischen Nebeln, wie man früher glaubte. Die Entfernung des Objektes ist nicht bekannt. Hier versagt jede Messung, und alle Kombinationen haben nur geringen Wert. Scheiner glaubt die Entfernung auf nicht unter 500000 Lichtjahre schätzen zu sollen, andere Überlegungen führen zu zehnmal geringeren Werten. Gestehen wir ruhig ein, daß unser Wissen hier versagt.

Wie viele solcher Milchstraßensysteme die Unendlichkeit birgt, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, wie weit überhaupt unser Blick in das Universum zu dringen vermag.

Was wissen wir, was sind wir?! — Unsere Vorstellung vom Weltganzen kann genau so verschroben sein, wie die Vorstellung, die eine Eintagsfliege von einem winzigen Gänseblümchen hat. Sie sieht es nur zwölf Stunden lang, ihr erscheint es ewig, unveränderlich. Wir wissen, daß es in schneller Entwicklung begriffen ist, daß es der nächste heiße Tag verdorrt, daß es der Sturm über die Felder jagt, daß es in Staub zerfällt. — Einem unendlich erhabenen Wesen ist vielleicht unser ganzes Milchstraßensystem ein schnell verloderndes, sich ständig umbildendes, durch das Universum wirbelndes Funkengestiebe, ein Schneegestöber, eine Sandwolke im Samum!

Bescheidenheit ziemt uns und Demut! Auf die Knie vor der Unendlichkeit!



Heilsbotschaft.

Von Reinhard Weer.

Seit zwei Tagen hielt der deutsche Konsulatszug aus Petersburg im Schneegestöber vor dem Kursker Bahnhof in Moskau. Deutsche Beamte waren darin, Angehörige der Petersburger deutschen Kolonie mit Frauen und Kindern und an die hundert deutsche Soldaten, Kriegsgefangene, die jetzt endlich ihrem Heimwehverlangen die Tore nach Westen geöffnet sahen. Auf die war die Maßnahme berechnet, daß man den Zug auf ein totes Gleis geschoben und stehengelassen hatte, sie wollte man mürbe machen und der Heilslehre des Ostens in die Arme treiben.

Eng war es in den Wagen und muffig, aber man konnte nicht viel öffnen, weil draußen der russische Winter lauerte. Man ging mit Teekannen an den Heißwasserkessel in dem kleinen Backsteinhaus neben der Strecke, lief wohl auch ein paarmal mit hochgeschlagenem Kragen den Zug entlang, um sich die steifen Beine auszutreten, und beeilte sich dann, wieder in das enge Gefängnis zurückzukehren. Rotgardisten standen um den Zug herum, von Agenten der Außerordentlichen Kommission kontrolliert, und überwachten die Insassen.

Am zweiten Abend fuhr ein blankes neues Auto mit roten Fähnchen an den Zug heran. Ihm entstiegen drei Leute, die nach dem ältesten der deutschen Beamten fragten. Einer davon stach Benedikt Kaiser, der sie nach dem richtigen Wagen führte, sofort ins Auge: ein kräftiger schöner Mensch, sehr sicher in Worten und Bewegungen, ganz in glattes schwarzes Leder gekleidet von den bis an die Knie hinaufreichenden verschnürten Stiefeln bis zu der Mütze, die auf verwegenen schwarzen Locken saß. Kaiser blieb, nachdem er sie an den Gewünschten verwiesen hatte, flackernden Blickes im Gang des Schlafwagens stehen, ganz Spannung und Erwartung, was der selbstsichere schwarze Unbekannte bringe.

Der ordnete, von den Deutschen immer wieder mit nervösen, wenig zur Sache gehörenden Fragen unterbrochen, allerlei an wegen der Verpflegung und der Weiterfahrt der Zuginsassen, ließ an die Soldaten die Frage ausgeben, wer von ihnen zum Zurückbleiben in Rußland bereit sei, die mit bedrücktem Stillschweigen aufgenommen und beantwortet wurde, und kam dann auf den Hauptzweck seines Erscheinens: bei der Zentralstelle des kommunistischen Arbeiterrats, deren Leiter er sei, benötigten sie einen Funkentelegraphisten, um sich mit den Genossen in Kiew, Berlin, Bern, Budapest zu verständigen; er wisse, es seien zwei gut ausgebildete deutsche Funker im Zuge, einer von denen müsse zurückbleiben.

Die beiden Verlangten, zwei kleine schwächliche Menschen, wurden herbeigeholt. Und der Schwarze — er leugnete, Österreicher zu sein, aber sein Dialekt verriet ihn unwiderleglich als solchen — begann von neuem, mit einer Zigarette im Abteil sitzend, während die beiden in der Tür zum Gang vor ihm standen:

„Wir brauchen Sie hier in Moskau, einer von Ihnen bleibt da. Einigen Sie sich freiwillig, welcher das sein wird, bitte, wir wollen Sie nicht zwingen. Sie sollen es gut bei uns haben, besser als in dem hungernden Deutschland; was wollen Sie jetzt dort überhaupt, bitte? Für die, die es mit uns halten, haben wir Fleisch, Mehl, Fische, Reis, alles was Sie wollen. Man sagt mir, daß Sie beide schwach und krank sind — auch in diesem Fall wird für Sie gesorgt sein, wir haben Ärzte, haben Eier, Schokolade, Milch, Kakao, Sekt — alles, was man für Kranke braucht. Sie erhalten 30 Rubel am Tag außer freier Verpflegung, bitte. Nur auf eines mache ich Sie von vornherein aufmerksam: Verrat an uns kostet Sie das Leben. Jeder Versuch einer Untreue an unserer Sache wird mit dem Tode geahndet.“

Dies alles sagte er sehr ruhig und gleichgültig.

Sein Vortrag hatte zunächst den Erfolg, daß die beiden Leute totenblaß und zitternd erklärten, sie seien verheiratet und wünschten zu ihren seit Jahren vereinsamten Frauen zurückzukehren. Aber der Schwarze blieb mit eisigem Phlegma bei seinem Verlangen, machte als Erwiderung auf das Jammern und Bitten der beiden Menschen nur eine wegwerfende Bemerkung, nach Frau und Familie frage man heute nicht, ihm seien Vater und Mutter und Bruder erschossen worden. Das war gelogen, natürlich, zum mindesten übertrieben, aber wie er es sagte, hatte es Stil. Auf die beiden kleinen Menschen vor ihm aber wirkte seine steinern kalte, zynisch tyrannische Art so ein, daß der eine von schweren Krämpfen befallen wurde, während der andere in einer Nervenkrise wie ein Kind zu weinen und zu schreien begann. Der Schwarze im Lederanzug schürzte verächtlich die Lippen.

In diesem Augenblick griff eine unsichtbare Faust nach dem jungen Benedikt Kaiser, der alles gehört hatte, und schob ihn nach vorn. Er stieg über den in Krämpfen am Boden liegenden Telegraphisten, um den sich zwei Kameraden mühten, und zwängte sich durch die anderen Lauscher ins Abteil. Er stand vor dem Schwarzen stramm, war in diesem Augenblick noch einmal ganz deutscher Soldat. „Bitte, nehmen Sie mich,“ sagte er laut, als erstatte er eine Meldung, „ich kenne die Funkerei von früher, und was mir etwa fehlen sollte, lerne ich schnell, wenn ich erst mal wieder am Apparat sitze.“ Der andere sah ihn einen Augenblick an und erklärte sich einverstanden.

Im Wagen steckten sie die Köpfe zusammen. „Der kleine Kaiser?“ — „Ja, der.“ — „Was Sie sagen! Der war einer unserer Besten!“

Solche Worte hörte er im Hinausgehen, und ein paar ratlose, verschüchterte Händedrücke nahm er mit auf den Weg in seine neue unbekannte Zukunft. Auf zerfurchten gefrorenen Wegen schütterte das Auto in die weiße Stadt. Das Schneegestöber hatte aufgehört. Vor einem roten und grauen Abendhimmel standen mit Zacken und Kuppeln die Türme des Kreml.

Er tat tagsüber seinen Dienst auf seiner hochgelegenen Station, wohnte nachts in einem Schulgebäude der Innenstadt mit vielen anderen zusammen, die sich nicht um ihn kümmerten. Die oberen Stockwerke aller Häuser in diesem Stadtteil waren von den Einwohnern geräumt und von Soldaten mit Maschinengewehren und Minenwerfern belegt worden, zum Schutz der Kommissare im Kreml. Der Schwarze hatte nicht zuviel versprochen: es gab gut und reichlich zu essen, gleich am ersten Abend Reisbrei, zwei große tiefe Teller voll, mit Zucker und Zimt, dazu zerlassene Butter, soviel man wollte, die man darüber

goß. „Das aßen wir in Petersburg im Generalkonsulat auch manchmal,“ sagte er zu seinem laut rülpsenden Nachbarn, „die Beamten und Offiziere und auch wir Soldaten. Aber so viel wie hier gab's dort nicht, für keinen, selbst der Generalkonsul bekam nur seine knappe Ration.“ — „Warum sollte der auch mehr fressen als die anderen?“ gab der Rothaarige zurück, und Kaiser mußte ihm im stillen recht geben, obwohl ihn der Ton verdroß. Nachher stand er am Fenster, sah auf die belebte Straße hinunter, die wie ein tiefer Kanal drunten vorbeizog. „Da draußen hungern sie,“ sagte er mitleidig, im Gefühl seiner eigenen Sattheit. „Laß es doch hungern und verrecken, das Bürgerpack,“ machte der andere roh, „es hat sich lange genug den Bauch vollgeschlagen.“

Ein dürrer galizischer Jude mit lodernden Blicken unter entzündeten, eitrig verklebten Wimpern unterwies ihn und andere Jünger in der Exerzierhalle einer alten Kaserne. Es galt eine schnelle Einführung in die Glaubensartikel der neuen Lehre, eine Ausstattung der Adepten mit dem Rüstzeug von Phrasen und Schlagworten. Empfindlich kalt war es in dem hohen, kahlen Raum, aber die Phraseologie des Galiziers erhitzte ihnen die Köpfe. Dazwischen erzählte er bunt und lebhaft von Streiks in Posen und Mannheim und Koblenz, die er, lange vor dem Anfang des Weltkrieges, im Auftrag von Züricher und Genfer Komitees angefacht und geleitet hatte; er wurde selbstbewußt, fast hochmütig, wenn er jener alten Taten gedachte. Kaiser erwies sich als behender Schüler. Mit dem Kapital und seinen Sünden wurde in diesen Unterweisungsstunden grausam ins Gericht gegangen, Worte wie „Bluthund“ und „Mörder“ schienen dem Galizier, dem eine verfolgte Jugend das Leben vergiftet hatte, für alle, die dem kapitalistischen System Vorschub geleistet hatten, angemessen.

Aber als Kaiser an einem frostklaren Wintersonntag nach Passieren vieler Posten von Rotgardisten in einem der Prunkgemächer des Kreml vor Lenin stand, der genesend auf einem Feldbett ruhte, und in seinem Bekennereifer die entthronten Häupter Deutschlands und Österreichs Bluthunde und Mörder nannte, verwies ihm der Buddha Rußlands diese Beschimpfung.

„Nicht so, nicht so,“ sagte er langsam in fließendem Deutsch, „du darfst diese Worte nicht entkräften. Denk dir, junger Genosse, wenn sie wirklich einmal morden sollten, wie wolltest du sie dann nennen? Du hättest keine Bezeichnung mehr für sie.“

An jenem Tage wurden neue einschneidende Beschlüsse über Kaisers künftige Verwendung gefaßt.

Er wollte werden wie der Schwarze, der ihn gewonnen hatte, solch heißer, glühender Mensch mit eisiger Rinde, der — lächelnd oder die Lippen schürzend — mit allen anderen wie mit Marionetten spielte. Er versuchte, ihm bis in die äußersten Äußerlichkeiten nachzutun, und war glücklich, als man ihm eines Tages eine schwarze Lederuniform gab. Er kam sich wie gefeit und gepanzert vor in dieser glatten, glänzenden Umschnürung, die fest wie eine Turnierrüstung und zugleich geschmeidig wie ein Fechtanzug auf dem Körper saß.

Nach acht Wochen fuhr er in einem Abteil erster Klasse westwärts, in geheimer Mission der deutschen Grenze zu.

Er hatte sich seine letzten Anweisungen bei Trotzki geholt, der, zwei Handgranaten und eine Pistole vor sich auf der Tischplatte, mit überwachten Augen und doch sprühlebendig an seinem breiten Schreibtische saß und vor der Bekanntgabe seines Auftrags wie eine böse, spitze Nadel eine Bemerkung gegen Lenin fallen ließ, die Kaiser nicht verstand. Ein Sekretär mit blondem Christusvollbart stand hinter seinem Stuhl. Der trug nachher an der Tür dem jungen Sendboten Grüße nach Deutschland auf und erklärte auf dessen fragenden Blick, er kenne Deutschland gut, sei mehrere Jahre dort gewesen. „Aber es wurde mir zu eng drüben, im Gefängnis nämlich. Es war in München.“ Er sagte das sanft und leise, ein wenig traurig.

„Zuckschwerdt“ stand in Kaisers Reisepapieren, „Benedikt Zuckschwerdt.“ — „Kaiser, wie kann ein anständiger Mensch Kaiser heißen,“ hatte ihm eines Tages ein zerlumpter Gesell mit deutscher Feldmütze gesagt. Da hatte er sich eines Romans erinnert, den er einst in seiner Lehrlingszeit gelesen. Nach dem Helden dieser Geschichte nannte er sich Zuckschwerdt, auf diesen Namen waren seine Päſſe ausgestellt.

Er fühlte sich stolz und glücklich bei dieser Reise. Er hatte Briefe in der Tasche, gefährliche, inhaltschwere Briefe in fremden, unverständlichen Zeichen, und hundert große bunte Tausendrubelscheine, frisch glänzend aus der Druckerei gekommen und noch nach Farbe riechend, steckten in seinen Taschen, in den Nähten seines Anzugs und in der doppelten Lederwandung seines Handgepäcks. Auch deutsche Banknoten hatte er bei sich, es war an alles gedacht. Eine neue deutsche Uniform und gute Zivilkleider lagen in seinem Koffer.

Er reiste durch das fiebernde Deutschland, sah mehr deutsche Menschen und deutsche Landschaft als je zuvor in seinem Leben. Mit den Menschen sprach er in Kontoren, rauchigen Lokalen, düsteren Fabrikhöfen, das kriegserschöpfte und gleichwohl immer noch freundliche Land sah er hinter den Glasscheiben des Zuges vorüberfliegen. In das Heimatdorf kam er nicht, so sehr es ihn auch dahin zog. „Ich darf nicht in das Kleine, Engbegrenzte von damals zurück,“ sagte er sich, „auch nicht für Stunden. Das wäre Verrat an meiner Aufgabe.“ Die ließ seine Phantasie in Riesenmaße wachsen. Ich bin der Messias, dachte er, bald werdet ihr alle mich erkennen, die ihr jetzt noch blind seid. Freilich, kein Messias mit sanften Blicken und segnender Hand! Wenn er an sich irre wurde, erinnerte er sich der Ergriffenheit Lenins im Augenblick des Abschiednehmens und der herrischen Befehlsgeste seines schwarzen Bekehrers, die ihn geheißen hatte: „Geh und tu dein Werk!“

Er verrichtete Aufträge, deren Bedeutung er nicht kannte, ein blindes Werkzeug dunkler, starker Gewalten, gab seine geheimnisvollen Briefe da und dort an fremde Adressaten ab, die er mit seltsamen Kennworten feststellen mußte. Mit vielen Großen der Gasse sprach er und sah sich enttäuscht durch hohle Aufgeblasenheit. Um so größer und reiner erschien ihm dann der Mann im Prunkgemach des Kreml; sein Bild hob sich ihm in eine Strahlenglorie, die kaum mehr irdisch war.

An einem Abend stand er in einem großen Versammlungslokal im Osten der Weltstadt auf dem Podium und redete zu der Menge. Er kam sich vor wie ein Jongleur, der Bälle über den Köpfen tanzen ließ. Er sagte schwere, grobe Worte, die er wie Keile in die Hirne rammte. Oh, reden konnte er, das fühlte er, böses, aufreizendes Gift floß ihm aus dem Munde. An diesem Abend hatte er vor der grauen Masse der Namenlosen seinen ersten großen Erfolg. Aber er empfand keine rechte Befriedigung dabei. Altes, Längstvergessenes tauchte ihm aus Schächten der Seele, stürmte entfesselt auf ihn ein, die Erinnerung an die erste Kriegszeit, an die toten Kameraden versuchte ihn zurückzuziehen auf die Seite derer, die er bekämpfte. Er ertappte sich dabei, wie er manchmal in Gefahr war, das Gegenteil von dem zu

sagen, was sie ihm in Rußland aufgetragen hatten. Aber dann riß er sich das stürmisch werbende Bild seines schwarzen Bekehrers vor die Seele und sprach, wie sie ihn geheißen.

In München ging er zu dem alten Mann, den sie den Ministerpräsidenten nannten. Er fand ihn in einem großen unordentlichen Zimmer, wo er einer Schar von langhaarigen Jünglingen und kurzhaarigen Mädchen mit gläubigen Augen und ungewaschenen Händen Privatbriefe und Verordnungen diktierte und sich dazwischen unterhielt. Er sprach lange mit dem Alten, erzählte von einer Äußerung Lenins: „Die bisher im Schatten standen, sollen auf die Sonnenseite kommen.“ — „Und die bisher auf der Sonnenseite gelebt haben?“ fragte der andere. „Sollen hinweggestoßen, sollen vernichtet werden.“ Der Alte bewegte langsam das Haupt mit der grauen Mähne, seine Augen blickten ernst. „Eine wilde Religion,“ sagte er nachdenklich, „Sozialismus ist das nicht.“ — „Soll es auch nicht sein,“ fiel Zuckschwerdt behende ein, „wir stellen uns in bewußten Gegensatz zu der Mumie des Sozialismus.“ Das war einer von den Glaubenssätzen, die er in Moskau gelernt hatte.

Als die Bluttage übers Land kamen, stand er in vorderster Reihe. Achtzehn- und neunzehnjährige junge Burschen waren seine Gefolgsleute, die auf seine großen Worte schwuren. Er leitete den Kampf um einen Bahnhof im Osten der Hauptstadt, führte dann in einem großen Gebäude des Zeitungsviertels die Maschinengewehre an, die Tod in die Reihen der behelmten Regierungsleute spritzten. Er war flink wie der Teufel und allgegenwärtig, bald im Keller und bald auf dem Dache. Den kleinen Leutnant nannten ihn seine Maschinengewehrmänner, und er nahm es gedankenlos als einen Ehrentitel an. In den Ruhepausen gab's gut und reichlich zu essen, alles was sie brauchten hatten sie aus gestohlenen Heeresvorräten. Russen waren unter ihnen, Frauen und Männer, die für alle Kämpfer Reisbrei kochten. Sie aßen ihn mit Zucker und Zimt, gossen wie in Rußland reichlich zerlassene Butter darüber, die sie aus Mangel an Öl auch zum Einfetten der Gewehre verwandten.

An einem Abend bereitete er einen Ausfall vor. Maschinengewehre der Behelmten bestrichen die Straße. Er wollte hinter der den Fahrdamm sperrenden Barrikade auf die andere Seite eilen, dort nach dem Rechten zu sehen. Da traf ihn die volle Garbe einer der Kugelspritzen, schnitt ihm zwei-, dreimal quer durch den Leib.

Er brach zusammen, kam mit dem Kopf auf eine große, schwere Rolle kugelzernarbten Zeitungspapieres zu liegen, die zum Bau der Barrikade gedient hatte. Vier, fünf Sekunden lang war noch Leben in ihm. In diesen letzten Augenblicken sühnte er alle Schuld. „Ich habe gefehlt, ich habe gefehlt,“ murmelten seine Lippen. Hundert Bilder glitten an ihm vorüber, die er richtete und verwarf: dies war Sünde und jenes war Verbrechen; ein wohlbekanntes Gesicht mit verächtlich geschürzten Lippen schaute durch den Flackertanz der eilenden Visionen — erschauernd wandte er sich von dem kalten Betörer ab.

In einem wilden Aufschrei verklang sein Leben. Der war bitterste Anklage gegen die Apostel der neuen Heilslehre und zugleich heiß aufschluchzende Abbitte: „Vergib mir, mein Deutschland!“



Arbeit. Nach einer Radierung von Otto Richard Bossert.

Das in belgischer Erde begrabene Flandern.

Ein letzter Nachruf. Von Georg P. M. Roose aus Flandern.

Für einen kurzen Augenblick hat man in der ganzen Welt den schönen Namen meines teuren Vaterlandes gehört. Jetzt spricht man nicht mehr davon. Es scheint tot und begraben zu sein in feindlicher Erde . . . in belgischer Erde. Jedesmal, wenn irgendwo Menschen zusammenkommen, um von dem neuen Recht der Völker zu sprechen, horche ich auf, aber ich höre nicht mehr den Namen meiner flandrischen Heimat. Es gibt ein neues Recht für Polen, für das Elsaß, für Lothringen, für die Slowakei und für die anderen Völker, die unter der österreichisch-ungarischen Monarchie gelebt haben. Aber es gibt kein Selbstbestimmungsrecht für meine Stammesbrüder, deren Führer durch die belgische Regierung wie Verräter verfolgt und verjagt werden. Mutter Flandern, deren Geist und Liebe der Sage nach nicht sterben können, scheint trotzdem tot zu sein. Flandern ist in belgischer Erde begraben, in feindlicher Erde, weil die Verwaltung Belgiens der Feind ist, der seit 1830 Flandern in ein Land verwandelte, in dem wir, Flamen, von Heimweh nach einem wirklichen Vaterland verzehrt werden.

Der Flame hat nur ein Vaterland des Traumes und der Hoffnung, das niemals in Wirklichkeit bestand, weil er als Kind schon in seinem Heimatland sich wie ein Fremder fühlte, später wie ein Bürger, dem nur ein geringer Teil des Rechtes zugebilligt wurde, das jedem Bürger wallonischer Abstammung ohne weiteres zustand. Während die französische Sprache als die offizielle Sprache gilt, wird die flämische Sprache als ein „gemeines und schmutziges Kauderwelsch" bezeichnet, das nur gut genug ist für die Dienerschaft und die Arbeiter. Die ganze flämische Bewegung zugunsten des Rechts für ein des elementarsten Rechts beraubtes Volk geht auf diesen Sprachenkampf zurück. Diese Bewegung, die lange vor dem großen Krieg begann, wurde während der Besetzung durch die Deutschen mit erneuter Kraft und Hartnäckigkeit durch uns Flamen fortgesetzt, weil der Krieg den um ihr Recht kämpfenden Flamen eine ganz neue Zukunft eröffnete. Als der Deutsche nach Belgien kam, brachte er meinem flämischen Vaterlande, dem germanischen Vorposten auf dem Wege nach Westen, die Freiheit. Ich denke hier mit Dankbarkeit zurück an die Herren Gerstenauer, Regierungsrat zu Meiningen, Dr. Hans Friedrich Blunck, Schriftsteller, Dr. Hübner, Dr. Kippenberg vom Insel-Verlag zu Leipzig, Dr. Oßwald, Dr. Brühl, Rittmeister G. Dehn-Schmidt und soviele andere, die mit uns für Flanderns Wohl gearbeitet haben. Während fast vier Jahren haben die flämischen Nationalisten geglaubt, daß endlich die Zeit nicht mehr fern sei, wo der Flame in Flandern selbst nicht länger mehr ein unterdrückter Mensch in einer durch das lateinische Element eroberten Provinz sei.

Während des Krieges und während der deutschen Besetzung wurde Flandern flämisch zur Empörung und Verzweiflung der Wallonen und derjenigen Flamen, die ihr eigenes Land, ihr Volk und ihre Sprache verrieten. Belgien wurde auf Grund des Selbstbestimmungsrechts in einen flämischen und in einen wallonischen Teil getrennt, von denen jeder in seiner Sprache und in seinem Geist verwaltet wurde. Der Rat von Flandern trat an Stelle des belgischen Parlaments, und die Provinzräte wurden einer Neuwahl unterworfen, bei der die flämischen Nationalisten die große Mehrheit erhielten. Während man in Brüssel selbst, das die Hauptstadt des freien Flanderns geworden war, in verschiedenen Ministerien mit einem ganz flämischen Personal arbeitete, wurde der Plan, Flandern von der Wallonie auch politisch zu trennen, gründlich erwogen, und die Zeit schien nicht mehr fern, wo mit Freudenrufen und Siegessanfaren Flamen und Deutsche, Brüder des großen Germanenstammes, das schöne, endlich von der lateinischen Fessel freie, die Stirne inmitten der freien Nationen erhebende Flandern feierten.

Das Schicksal wollte, daß es anders kam. Das große Deutschland brach nach einem erhabenen und ruhmvollen Ringen gegen die ganze Welt endlich ermüdet zusammen, und der Sieger trat in seinem wilden Haß gegen alles Germanische ebenso das Recht des kleinen Flandern wie das des großen Deutschland mit Füßen, das er zu seinem eigenen Erstaunen mit Hilfe gelber, roter und schwarzer Hilfsvölker, die er seinen Interessen opferte, endlich niedergerungen hatte.

Jetzt ist Frankreich wieder wie vor dem Kriege Herr über die schöne Erde meiner Heimat. Hunderte von Agenten Frankreichs arbeiten heute in Flandern und die französischen Verleger schicken Zehntausende von Büchern aller Art an die Verkäufer. Die flämische Universität in Gent, die durch die Flamen ebenso wie durch die Deutschen eingeweiht wurde, die mitten im Weltkrieg noch Zeit fanden, sich mit den kulturellen Interessen des flämischen Bruders zu beschäftigen, wurde geschlossen. An ihrer Stelle wurde die französische Universität wieder eröffnet, und der Flame, der in seinem eigenen Vaterlande nur in der Elementarschule einen ungenügenden Unterricht in seiner Muttersprache erhält, und in der höheren Bürgerschule einen unglücklichen und lächerlichen Unterricht des Niederländischen, besitzt keine höhere Unterrichtsanstalt mehr. Als Ende Oktober 1918 die flämischen Soldaten, die 88 Prozent der belgischen Armee bilden, die Wiederherstellung der flämischen Universität in Gent forderten, wagte das Brüsseler Blatt „Le Soir" zu schreiben, daß es eine Universität für die Kongoneger fordere, in Anbetracht dessen, daß die Ureinwohner Mittelafrikas ebensogut ihre Pflicht als „Belgier" gegen den „boche" erfüllt hätten. Dieser Mann erfreut sich natürlich der Gunst der belgischen und französischen Behörden.

Die flämischen Zeitungen sind wieder wie vor dem Kriege klein geworden und werden wenig gelesen, nachdem es ihnen unmöglich gemacht worden ist, mit der belgischen Presse französischer Tendenz und mit der französischen Presse selbst, die in jeder großen Stadt Flanderns zum gleichen Preise wie in Frankreich verkauft wird, in Wettbewerb zu treten. Vor dem Kriege führte Frankreich jeden Tag 8 bis 9000 kg Zeitungen und Tausende von Kilogramm Bücher in Flandern ein. Das Buch des flämischen und niederländischen Schriftstellers wurde in Anbetracht, daß man 3 bis 4, ja selbst 5 Frank bezahlen mußte, während das französische Buch mit Hilfe des geheimen Propagandafonds in Flandern wie in Frankreich zu 1,95, 1,—, 0,95, selbst zu 0,50 und 0,45 Frank zu haben war, fast nicht gekauft. Und diese Bücher waren geschrieben von Lavedan, Bernstein, Bataille, Richepin, Goncourt, Renard, de Porto-Riche usw. — alles Autoren, die in der Mode waren, deren Namen das Publikum täglich in französischen Blättern Belgiens und Frankreichs las. Der flämische Autor hingegen bezahlte, wenn er nicht einen Verleger in Holland fand, die Herausgabe

seines Werkes selbst. Es ist unnötig, in diesem Zusammenhang über die zahlreichen Veröffentlichungen von Pierre Lafitte, wie „Fémina“, „Ferme et Châteaux“, „Chasse et Pêche“, „Je sais Tout“, die in jeder bürgerlichen Familie Eingang fanden, zu reden. Man braucht ferner nicht über die Werke wie „Les peintres illustres“ und „Musées d'Europe“ zu sprechen, in denen die französische Kunst derartig dargestellt wurde und wird, daß schließlich der Leser vollkommen von ihrem Übergewicht überzeugt war und vollständig für den Gedanken eintrat, daß in der ganzen Welt nur Frankreich und die Franzosen sich mit Kunstinteressen beschäftigten. Und dasselbe trifft zu auf die Ausgaben von Flammarion, Juven, Jasquelle, Gillequin, Calman-Léon, Rouff und so weiter.

Ist es nötig, hinzuzufügen, daß die Flamen infolge Mangels an Mitteln vollkommen ohnmächtig gegen diese Tätigkeit der Franzosen waren, die außer Zeitungen und Büchern noch zahlreiche Gesellschaften und Schulen besaßen, die offen und im stillen für die französischen Interessen warben? Die flämischen jungen Mädchen empfingen eine vollkommen französische Erziehung, denn ihre Erziehung liegt zumeist in den Händen der französischen Nonnen. Die anderen Schulen müssen folgen, um nicht ihre Schüler zu verlieren. Die Knaben müssen die französische Sprache erlernen, da man ohne deren Kenntnis weder Korporal beim Heere, noch Feldhüter in einem weltvergessenen Dorf, noch einfacher Eisenbahnwärter wird, während man ohne die geringste Kenntnis der flandrischen Sprache — der Muttersprache der großen Mehrheit der Bevölkerung Belgiens — General, Minister, Gouverneur usw. werden kann. Was soll man gegen dieses hinterlistigste aller Systeme tun, das jemals angewandt worden ist, um ein Volk zu entrechten?

Neben den Schulen gibt es in Flandern zahlreiche Gesellschaften, die unter dem Namen der Wohltätigkeit Propaganda zugunsten der lateinischen Interessen in fremden Ländern machen. Frankreich weiß sich übrigens für erwiesene Dienste erkenntlich zu zeigen. In Antwerpen gibt es z. B. eine dramatische Gesellschaft, „La Gardénia“, ein vollkommen harmloser Name. Ihr Einfluß ist jedoch sehr groß, und ihr Präsident wechselt jedes Jahr, nachdem er die Auszeichnung als „officier d'académie“ erhalten hat. Derselben Bestechung unterliegt der Präsident und Vizepräsident der flämischen Gesellschaften für die Verbreitung der französischen Sprache. „L'Action française“, „Les Amitiés françaises“, „La Ruche“ und andere mehr werden alle weitgehend durch die französische Regierung unterstützt und arbeiten mit an der friedlichen „Eroberung der Geister“, wie die französische Regierung diese Entrechtung nennt.



Rozenhoedkai in Brüssel. Nach einer Original-Radierung von Roland Anheißer. (Aus seinem Prachtwerk „Flandern und Brabant“, mit freundlicher Genehmigung des Verlags Breitkopf & Härtel.)

Obgleich die französische Propaganda, unterstützt durch die belgische Regierung, erschreckende Fortschritte machte, so hielten dennoch die Flamen, stolz auf ihre Geschichte und ihre Kultur, ihre Nationalität fest, dank der hartnäckigen Arbeit ihrer Schriftsteller, Dichter, Musiker und Künstler, die zähe ihr nationales Besitztum gegen Frankreich, den jahrhundertealten Feind des flämischen Geistes und Bodens, und gegen die Verwaltung Belgiens verteidigten, die mehr denn je Frankreich unterstützte.

Jetzt schmachteten Tausende von Flamen in den Gefängnissen, in den Konzentrationslagern, Männer und Frauen. Hunderte sind in der Verbannung und fragen mit Sorgen, was wird morgen werden, während ihr Herz blutet, wenn sie an die Ihrigen denken, die sie zurückgelassen haben, und die sie vielleicht niemals wiedersehen werden. Tausende haben ihre Stellung eingebüßt, einer ist schon zum Tode verurteilt worden.

Die Zeit ist voll von Angst und Bitterkeit, die Zukunft unsicher, aber es ist eine Tatsache von hoher

Bedeutung, daß die ungeheure Arbeit, die von den flämischen Nationalisten im Einverständnis mit den Deutschen geleistet worden ist, nicht verloren ist und nicht untergehen kann. Wenn eines Tages das gemarterte Flandern aufsteht, so wird es dies der großen Arbeit, die wir geleistet haben, danken. Heute gibt es in ganz Flandern Tausende von Familien, die unter der Härte der belgischen Regierung, die eine Sklavin fremder Regierungen ist, seufzen. Die Unzufriedenheit wächst überall. Die Studenten kommen zusammen und vereinigen sich, organisieren sich für den nationalen Kampf. Die „Brabançonne" wird mit eisiger Kälte aufgenommen, die flämischen Nationallieder werden von Tausenden gesungen.

Der Geist und die Liebe der Mutter Flandern werden nicht sterben, und sie wird es uns einst danken, uns, die wir jetzt Verräter genannt werden, uns, den Verfolgten, Verjagten, den Rechtlosen, weil wir mit Hilfe unseres germanischen Bruders an der Wiedererrichtung gearbeitet haben in einer Zeit, in der alles unterzugehen schien. Die ganze Welt war rot von Blut und Feuer. Und während dieser Zeit des Schreckens und ungeheurer Hoffnung, der Stärke und der Opfer, während Deutschland das Blut und Leben seiner Söhne in Kämpfen gegen Neger, Rothäute und Gelbe hingeben mußte, die durch die lateinische und angelsächsische Zivilisation gegen ein Volk Europas verwendet wurden, haben wir der Welt gezeigt, wie die Seele unserer Mutter Flandern gemartert wurde.

Die Welt wird dieses Schauspiel nicht vergessen. Und daher lebt auf dem Grunde des flandrischen Herzens die Hoffnung, daß Flandern einst das schimpfliche belgische Joch zerbrechen und mit Hilfe des Selbstbestimmungsrechts eines Tages wieder das freie Erbe der Väter antreten wird.

Sommermittag im Walde.

Oben flüsternde Föhrenwipfel,
Heißes Blau umflirrt ihre Gipfel.
Unten süßduftende Himbeerranken,
Drüberhin trunkene Falter schwanken.

Rings um mich des Sommertags Leben
Mit fast lautlosem Raunen und Weben.
Weit weit aus grüngoldenem Dämmern
Eines Spechtes Pochen und Hämmern.

Nah und näher hör' ich's nun schwimmen
Durch die Luft von jauchzenden Stimmen:
Bauernkinder, die Himbeeren pflücken,
Farbig leuchtend im Suchen und Bücken.

Und dann wieder die Stimmen verbeben.
Nur das glühende Hochsommerleben!
In Gräsern und Zweigen das Irren und Wirren,
Das brünstige Beben, Flirren und Schwirren.

Albert Geiger †.

Die Dichter von 1900.

Von Karl Georg Wendriner.

Gerhart Hauptmann: „Der Ketzer von Soana" (Verlag S. Fischer, Berlin). — Clara Viebig: „Töchter der Hekuba" (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin). — Ricarda Huch: „Luthers Glauben", „Der Sinn der Heiligen Schrift" (Insel-Verlag, Leipzig). — Hermann Hesse: „Märchen". — Emil Strauß: „Der Spiegel". — Peter Altenberg: „Mein Lebensabend". — Arthur Schnitzler: „Casanovas Heimkehr nach Venedig" (Verlag S. Fischer, Berlin).

Im Herbst 1889 begann die letzte Epoche deutscher Literaturgeschichte. Dichtungen des Auslands, die Dramen Ibsens, die Romane Zolas, die Kunst der großen Russen hatten den Weg gewiesen. Die „Freie Bühne" brachte die Erstaufführung der sozialen Tragödie „Vor Sonnenaufgang" und entdeckte Gerhart Hauptmann. Wir, die Söhne der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, haben Hauptmanns „Einsame Menschen" heimlich gelesen, da wir Gymnasiasten waren, wir haben seinen „Michael Kramer" als Studenten in unserer Tasche getragen und sind nie irre geworden in unserer Liebe zu dem Dichter der „Weber". Eine neue Generation wuchs heran. „Hauptmann ist tot", schrie sie uns ins Gesicht. Stefan George, Rainer Maria Rilke, Heinrich Mann wurden auf den Schild erhoben. Der Krieg zog durchs Land. Die Menschen starben in den Schützengräben und in der Heimat. Und die Überlebenden suchten nach einem Dichter, in dessen Worten sie Trost finden konnten für das Unfaßbare ihres Erlebens, ihrer Trauer. George? Heinrich Mann? Frauen, deren Söhne und Brüder vor Verdun, an der Somme gefallen waren, entdeckten den „Emanuel Quint". Und erlebten Gerhart Hauptmann wie ein neues Wunder. Heute wissen es alle, auch die jüngsten, mit denen wir in unserer Bewunderung für Rilke und Werfel eins sind: daß er unser Größter ist.

Hauptmanns „Der Ketzer von Soana", im letzten Kriegsjahre erschienen, steht nicht am Ende seiner Entwicklung. Der Dichter erzählt, daß er die Novelle unter alten Papieren fand, sie nur für sich drucken ließ und von seinen Freunden bestimmt wurde, sie zu veröffentlichen. Hauptmann hat uns Persönlicheres geschenkt. Aber er hat nie ein im Aufbau, in der Form vollendeteres Kunstwerk geschaffen. Wie ein antiker Tempel, ausgegraben aus griechischer Erde, errichtet der Gottheit aller irdischen Fruchtbarkeit, baut sich die Dichtung auf. Kunstvoll wird die Novelle in eine Rahmenerzählung eingeschlossen, verschwimmen zum Schluß Dichtung und Wahrheit, Erzählung und Erleben ineinander, gleichsam die göttliche Reinheit des Geschehnisses offenbarend. Die Menschen und die Tiere, die Wiesen und die Steinwerke der Bildhauer werden in dieser Dichtung zu Symbolen irdischer Sinnlichkeit, göttlicher Fruchtbarkeit. Die Ziegen schleppen ihre Euter schwer hinter sich her, die schreienden Fischadler kreisen hochzeitlich über den Felsen, die gelben Wiesenblumen stürmen gegen die verrufene Schwelle des blutschänderischen

Geschwisterpaares, die Prozessionen langstieliger Vergißmeinnicht suchen mit ihrem blauen Abglanz des Himmels das Tor zu erobern, und die Frau, die Sünderin, die Mutter, die Göttin steigt aus der Tiefe der Welt empor und steigt und steigt in die Ewigkeit als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind.

Niemals hat Hauptmann eine Sprache geschrieben wie in diesem Buche. Niemals hat er die Natur gesehen wie in jenen Tagen, da er die Liebesgeschichte des Priesters Francesco erlebte. Man kennt die Gestalt des Mannes, der Frau aus Hauptmanns Dramen. Aber in „Elga“, in „Kaiser Karls Geisel“, bleibt die Frau die Verführerin, die Dirne, das vernichtende Prinzip. Selbst in der „Versunkenen Glocke“ scheint es fast ein Zufall, daß Rautendelein die Geliebte des Glockengießers wird, ehe sie zu dem Wassermann in den Brunnen hinabsteigt. Im „Ketzer von Soana“ findet die Frau, findet die irdische Liebe ihre letzte Verklärung. Hier werden Mann und Frau zum letzten Ausdruck ihrer selbst, werden zum Mann und zur Männin, zum Menschen und zur Menschin, die mit Gott zerfallen, um sich im stolzen Selbstbewußtsein einander zu schenken.

In der naturalistischen Kunst der neunziger Jahre wurzelt Clara Viebig. In dem Wunderbau von Hauptmanns Novelle erinnert formal nichts mehr an jene Epoche feines Schaffens. Clara Viebig ist die konsequente Schülerin Emil Zolas geblieben. Sie zeichnet auch in ihrem letzten Roman „Töchter der Hekuba“ nach seiner Lehre ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament. Sie schreibt einen Roman aus unserer Zeit, sie schildert das Schicksal der Frauen in den Jahren des großen Krieges. Alle Frauen sind ihr Töchter der Hekuba. Sie erzählt von den Sorgen der Mütter um ihre Söhne draußen im Schützengraben, von dem Warten und Warten Tag und Nacht auf eine Nachricht, das die Frauen auf den Weg des Leichtsinns, zur Verzweiflung, ins Irrenhaus bringt. Clara Viebigs Roman spielt in einem Vorort von Berlin, man glaubt, das alte Zehlendorf zu erkennen. Mit der großen Kraft ihrer Menschenschilderung stellt sie die Generalin und die Bürgersfrau, die Fabrikarbeiterin und die Telephonistin, die Waschfrau und die uneheliche Mutter vor uns hin, schildert sie den Hunger und die Verzweiflung der Menschen, die nach Kartoffeln und Brot schreien und mit Siegesnachrichten gefüttert werden. Das Buch klingt mit dem Friedensangebot vom Dezember 1916 aus. Ohne Ende. Wir hören nichts von dem Schicksal der Männer, die noch jahrelang draußen kämpfen müssen. Aber wir spüren, wie der Tod wieder und wieder durch das kleine Dorf schreiten wird, erbarmungslos, ohne Mitleid mit der einsamen Mutter, mit der jungen Frau, die auf dem feindlichen Boden Italiens ihren ersten Geliebten begraben hat.



Erinnerungen. Nach einem Gemälde von Karl M. Schuster.
Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Auch Ricarda Huch begann in den neunziger Jahren als Naturalistin, wurde aber bald die erwählte Führerin der Neuromantik. Von ihren wundervollen geschichtlichen Romanen kam sie zu historischen Charakterbildern, zu religionsphilosophischen Studien. Sie versucht, einem Freunde in Briefen Luthers Glauben verständlich zu machen, sie schreitet von den Ideen des großen Reformators weiter zur Deutung des Sinnes der Heiligen Schrift. „Ich habe es für die vielen geschrieben,“ sagt sie in der Vorrede zu ihrem letzten Buch, „die sagen, daß sie glauben möchten, daß ihnen aber viele religiöse Voraussetzungen im Wege seien, zum Beispiel der persönliche Gott, persönliche Unsterblichkeit, die Wunder, die Gottheit Christi und manches andere.“ Ricarda Huch will beweisen, daß all das, was diese kritischen Frommen für Absurditäten halten, die der Vernunft widersprechen, vielmehr höchste Vernunft ist, von den Menschen unserer Zeit nur deshalb mißverstanden, weil Leben und Denken bei uns nicht mehr eins ist. Sie will zeigen, daß die Bibel uns nicht fern liegt als ein Buch voll alter orientalischer Mythen und Geschichten, sondern daß ihre Weisheit heute und immer auf alle Menschen angewendet werden kann und soll.

Die Dichterin gibt eine künstlerische Religionsphilosophie, die sich zur Soziologie, zur Geschichts- und Lebensphilosophie weitet. Sie geht von den Worten der Bibel aus. „Und Gott der Herr spricht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Und spricht, daran anknüpfend, von der Liebe zwischen Mann und Weib, von der Familie als Ausgangspunkt menschlicher Gemeinschaft. Sie zitiert das Bibelwort: „Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Teil Speise dahinnehmen“, und kritisiert in seiner Ausdeutung die Welt- und Geldwirtschaft im kapitalistischen Zeitalter, die unchristliche Armenfürsorge in einem ungöttlichen Grundzustand. Von dem Verhältnis Gottes zu den Menschen geht sie über zu dem Verhältnis der Eltern zu den Kindern, aus dem jenes abgeleitet ist. Sie spricht von alten isländischen Sagen und Shakespeareschen Dramenkonflikten, von Kirche und Staat, von mittelalterlichen Kaisern und von Friedrich dem Großen, von Wallenstein und Napoleon. Sie vergleicht den modernen Psychiater mit dem katholischen Beichtvater und prägt das bedeutsame Wort: „Der erbliche König ist nicht aus Gottes Gnaden, vielmehr wider Gottes Willen.“ Merkwürdige Bücher, überfließend vom Reichtum der Gedanken, immer anregend und immer zum Widerspruch herausfordernd. Aber man würde sich freuen, wenn Ricarda Huch den Weg zur Kunst zurückfände.

Wie Ricarda Huch sind auch der aus dem Württembergischen stammende Hermann Hesse und der Badenser Emil Strauß, die um 1900 als Schüler des Naturalis-

mus begannen, bald ihre eigenen Wege gegangen. Hesse, der Dichter des „Peter Camenzind“, schreibt jetzt „Märchen“ von einer solchen Kindlichkeit und Phantastik, von solch wunderhafter Reinheit des Stils, daß man leicht die tiefe Lebensweisheit überhört, die uns aus ihnen entgegenklingt. Die Mutter des kleinen Augustin hatte vom Schicksal erfleht, daß alle Menschen ihr Kind liebhaben sollten. Aber der Knabe wurde es satt und überdrüssig, von unerbetener, unverlangter, unverdienter Liebe umgeben zu sein, er fühlte den Unwert seines vergeudeten, zerstörten Lebens, das nie gegeben und immer nur genommen hatte. Leer und verwüstet, unfruchtbar und ohne Liebe, floß ihm das Leben dahin. Der Wunsch seiner Mutter war ihm zum Fluch geworden, von dem ihn erst die Erfüllung seiner Bitte, daß er die Menschen liebhaben könne, erlöste. Man vergißt das kleine dunkle Zimmer in dem Häuschen des alten Herrn Bießwanger nicht, in dessen schwarzem Kaminloch eine rote Flamme brennt, während glänzende Kinder mit hellen, goldenen Flügeln nach einer süßen, geheimnisvollen Musik in schönen Tänzen hin und her fliegen, man vergißt den Jahrmarkt von Faldum nicht, zu dem Bauern und Bäuerinnen, Meister, Gesellen und Lehrbuben, Knechte und Mägde hinströmen, um das große Spiegelwunder zu erleben. Jede Erscheinung auf Erden wird für Hesse zu einem Gleichnis, und jedes Gleichnis ist ihm ein offenes Tor, durch das die Seele, die bereit ist, in das Innere der Welt zu gehen vermag, wo die Menschen und Tag und Nacht alle eins sind.

Hesse fand hinter dem Gleichnis des Märchens den Geist, das ewige Leben. Emil Strauß findet das Gleichnis eines Menschenschicksals in der Geschichte seines Ahnherrn, er zeichnet das Leben seines Helden im Spiegel des Erlebens seines Urgroßvaters. In einem stillen Hause wacht ein einsamer Mann und starrt ins Dunkel des Zimmers. Er denkt zurück an seine Kindheit, an seine Jugend, an seine Tante Lotte, die ihm vertraut blieb als eine ungewohnte Erscheinung, die immer etwas mitbrachte und schenkte, wie ein Apfelbaum, den ein Kind irgendwo auf den Feldern fand und von dem es weiß, daß immer ein paar Äpfel darunter liegen. Und er erinnert sich der Geschichte, die ihm diese seine stille Frau, da sie auf dem Totenbette lag, erzählt hat. Musik klingt uns entgegen, wenn sie das Allerheiligste der Menschen ihres Geschlechts öffnet, Bach und Gluck, Mozart und Beethoven. Ursprünglich übten diese Menschen ihre Musik nur aus Freude und zur Freude, mit der Zeit aber wurde sie ihnen zum einzigen verständlichen und deutbaren Gleichnis des Lebens. Materielle Dinge gab es für diese Geigenspieler nicht, die nicht einmal ein Vergnügen daran fanden, irdische Güter zu verschwenden, und die tagelang durch die Straßen der Städte gingen, ohne einen Heller in der Tasche zu haben. Eine feine leise Liebesgeschichte spielt hinein. Ein ernstes, schweres Buch, nachdenklich und bewegend, wie ein Hauch aus ferner vergangener Zeit, wie der Klang einer Sonate von Mozart oder Haydn, von müden Frauenhänden auf einem Spinett leise verklingend gespielt.

Der Naturalismus der neunziger Jahre wurde von Peter Altenberg in seinem ersten Buche „Wie ich es sehe“ überwunden. Schon der Titel war lautester Protest gegen den Versuch, die Welt zu sehen und zu schildern, wie sie war. In all seinen Büchern hat Altenberg die Welt dargestellt, wie er sie sah, *seine* Welt, die uns aus seinen ersten Skizzen so persönlich anblickt wie aus seinem letzten Buche, aus seinem „Lebensabend“. Peter Altenberg war ein Erleber, kein Dichter, mehr oder weniger. Er fühlte sich selbst als das in den Menschen eingekerkerte und verrammelte bessere Denken und Empfinden. Niemals hat er versucht, aus seinem Erleben ein großes geschlossenes Kunstwerk zu formen. Allzu bescheiden spricht er in seinen letzten Aufzeichnungen von seinem engbegrenzten Schreibtalent. Es erschien ihm als die einzige Anständigkeit und Gescheitheit eines Menschen, seinen Kräften gemäß zu funktionieren. „Nicht mehr wollen als man kann, ist bereits genial.“ Und so plaudert er in seinem letzten Buche wie in seinem ersten bunt durcheinander von Liebe und Frauenschönheit, von der Eifersucht und vom Selbstmord, von Strindberg und von Gerhart Hauptmann, von der Historie, von Kindermißhandlungen, von der Lucie Höflich. Er fühlt den Ernst seiner Krankheit, das Nahen des Todes. „Man lebt ja doch nicht ewig, und alles hat Gott sei Dank sein Ende.“ Er philosophiert über seine Ärzte und Medikamente, über schlaflose Nächte und über den Tod. Dazwischen verstreut er geistreich-witzige Einfälle über moderne Tänze, über sein Stubenmädchen und über Frauenerziehung. Immer wieder bricht sein Lebenshunger durch, seine Sehnsucht nach Sonne, nach dem Wiener Prater, nach schönen Frauen. Und wie zum Abschied ruft er seiner alten Freundin Paula, da sie ein Kind erwartet, das hübsche Wort zu: „Ich wünsche dir ein leichtes Wochenbett, und im ersten Lächeln deines Kindchens einen Schimmer von allem, was wir miteinander durch Jahre erlebt haben.“

Das süße Mädel war der Inhalt der Kunst der jungen Wiener, der Altenberg, Schnitzler und Hofmannsthal. Anatol, der junge leichtsinnige Genießer, war der Held von Arthur Schnitzlers erster Dramenreihe. Unter verschiedenen Namen erzählt er uns immer wieder von seinen Liebeleien. Heute, da Schnitzler selbst ein Fünfziger geworden, schildert er die Tragik des Alterns, die letzten Abenteuer Anatols, die Heimfahrt Casanovas nach Venedig. Nichts ist mehr in seinem Helden von dem Abenteurer, der jung, schön und glücklich war, dem für eine Nacht auf einem Liebeslager alle Ehren dieser und alle Seligkeiten jener Welt feil gewesen. Anatol-Casanova bereut nichts, er hat sein Leben gelebt wie keiner, und glaubt noch immer die Wollust von tausend Nächten über die Frauen zu sprühen, die ihm begegnen. Er will, da er Casanova ist, das klägliche Gesetz zuschanden machen, dem andere unterworfen sind und das Altern heißt. Er will sein Lebenswerk damit krönen, daß er in Jahren, in denen andere sich zu einem trüben Greisentum bereiten, die Jüngste, die Schönste, die Klügste durch die ungeheure Macht seines unverlöschlichen Wesens gewinnt und sie für alle Zeiten zur Seinen macht.

Aber auch er erlebt die Tragödie des Alterns, tragischer, fürchterlicher als alle anderen. Wohl kann er Kinder noch verführen und Mädchen durch Bestechung ihrer Liebhaber in tiefer Dunkelheit im Mantel des Geliebten überlisten. Aber er muß es erleben, daß sie sich, wenn sie ihn erkennen, vor Ekel und Grauen von ihm, dem alten Mann mit seinem gelben bösen Gesicht, seinem eingefallenen Hals und seinen Greisenhänden, abwenden. „Alter Mann“. Das ist das Todesurteil des Abenteurers, der als verachteter Polizeispion nach Venedig heimkehrt.

Ein Buch von letzter psychologischer Feinheit, geschrieben im Stil der Kleistischen und Halmschen Novellen, der Versuch einer objektiven Erzählung gleichsam als Schlußkapitel von Casanovas Memoiren. Die Dichtung vom Altern, aber das Werk eines Poeten, von dem wir noch vieles zu erwarten haben. Denn das bleibt das Charakteristische unserer Zeit: daß wir keinen literarischen Nachwuchs besitzen, und daß die Männer von 1900 heute noch unsere Liebe sind und unsere Hoffnung.

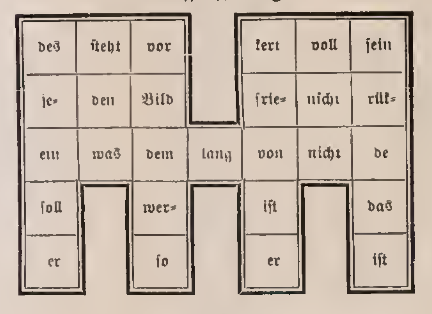
Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Kapselrätsel.

Wie strahlt sie hell in mildem Licht,
Wenn Kopf und Fuß fehlt, strahlt es nicht;
Es schimmert zwar und kann auch funkeln,
Doch meistens liegt es tief im Dunkeln.
Wird es herauf ans Licht gebracht,
Dann offenbart sich seine Macht. Dr. Strube.

Rösselsprung.



Betonungsrätsel.

Es ist ein Wort von ganz verschied'nem Sinn,
Je nach dem Ton nur, den man darauf leget.
Gibt man zuerst der zweiten Silbe ihn,
Ist's jene Stadt, für die Bewund'rung heget
Die ganze und zumal die „halbe Welt",
Denn dieser es vorzüglich dort gefällt.

Legt auf die erste Silbe man den Ton,
Ein Name ist's, der sagenhaft Gestalten
Erstehen läßt auf alter Götter Thron.
Dort sehn wir Streit und Unheil sich entfalten,
Wir sehn den Königssohn, der unbedacht
Ins eigne Reich den Untergang gebracht. H. v. F.

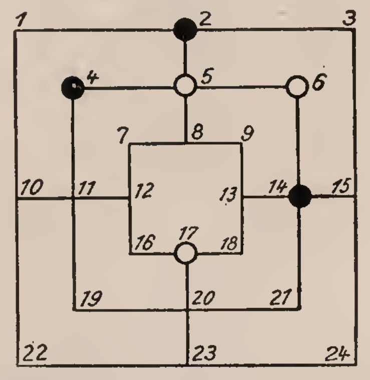
Rätsel.

Bin eine Wurst, doch nicht vom Schwein,
Und auch nicht zu verdauen,
Man findet mich bei groß und klein,
Mir ist nicht recht zu trauen.
Doch wenn es heißt: Allotria,
So bin ich stets und ständig da.
G. Reimmann.

Silbenrätsel.

Die erste Silbe saust dahin
Durch Felder, Wälder und Wiesen,
Das Auge stets vermeide ihn,
Du hast es sonst zu büßen.
Die beiden andern findet man
An Nadeln und an Pfeilen.
Das Ganze man erkennen kann
Auf viele, viele Meilen. R.

Mühlespielaufgabe.



Weiß zieht an und bekommt auf den sechsten Zug eine Mühle. Weiß verwendet nur die drei Steine, die schon auf dem Brette liegen; Schwarz setzt mit jedem Zug einen neuen Stein auf das Brett. Es sind mehrere Lösungen möglich. Kolb.

Auflösungen der Rätsel in Heft 43.

Skataufgabe:
A. e W, r K, r O, r 8, r 7, e D, e O, g 10, g 9, s 10,
C. g W, s W, e 10, e K, e 9, e 8, e 7, g D, r 10, s O.
1. r K, r D, r 10 + 25,
2. g 7, g D, g 10 — 21,
3. e K, e D, g K + 19,
4. g 8, s W, g 9 — 2,
5. s O, s 10, s D + 24,
6. r W, g W, e W — 6,
7. e O, g O, e 7 + 6.

Nun macht B alle Stiche und erhält 91 Augen.
A. und C. tauschen r 10 und s 10.
1. r K, r D, g D — 26,
2. e K, e D, g K + 19,
3. g 7, s W, g 10 — 12,
4. e 7, e O, s 7 — 3,
5. r 10, r W, g W — 14,
6. e 9, r O, s 8 — 3,
7. e 8, r 7, s 9 — 0,
8. s 10, g 9, s D — 21,
9. e W, g 8, e 10 — 12,
10. r 8, g O, s O + 6

B. erhält 4+19+6 = 29 Augen.

Logogriph: Biene — Birne.

Buchstabenrätsel: 1. Greiz, Zier, Jre. 2. Pilsen, Silen, Lein. 3. Riesen, Eisen, Seni. 4. Kocher, Roche, Echo. 5. Arkona, Koran, Nora. 6. Kober, Ebro, Bor. 7. Bruch, Chur, Uhr. 8. Graben, Narbe, Rabe. 9. Kragen, Nager, Gera. Ilsenburg.

Besuchskartenrätsel: Friedhofsinspektor.

Homonym: Acht.

Bilderrätsel: Ein Esel schimpft den andern Langohr.

Gleichklang: Bein.

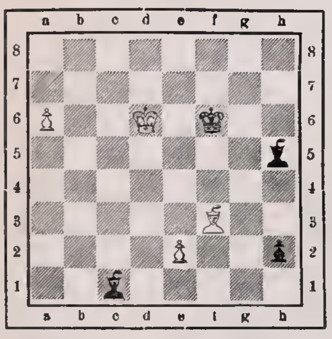
Schach.

Redigiert von J. Mieses.

Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum" richten.

Endspielstudie.

Von A. Troitzky.



Weiß zieht und macht remis.

Die obige Studie, eine Komposition für schachliche Feinschmecker, entnehmen wir dem kürzlich erschienenen Werk „Moderne Endspielstudien, ausgewählt für die Zwecke des praktischen Spiels" von J. Mieses. (Verlag von Hans Hedewigs Nachf., Leipzig, Perthesstr. 10.)

1. a6–a7 Lc1–f4+
2. Kd6–d7! . . .

Man beachte hier folgende Feinheit: 2. Kd6–c6, Lh5×f3+, 3. e2×f3, h2–h1 L! (Schwarz darf sich keine Dame machen), 4. a7–a8D, Lh1×f3+ und Schwarz gewinnt. Hätte Schwarz den Bauern in eine Dame verwandelt, so würde Weiß 5. Kc6–d7 ziehen und nach Df3×a8 patt sein.

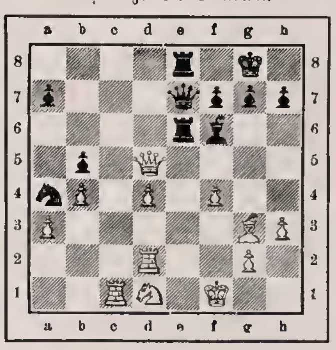
2. . . . Lh5–g4+
3. Kd7–d8! . . .

Auch hier liegt eine Feinheit verborgen. Falls nämlich 3. Kd7–e8?, so 3. . . ., Lg4×f3, 4. e2×f3, h2–h1T!, 5. a7–a8D, Th1–h8+ und Schwarz gewinnt. Mit einer Dame würde Schwarz nur Remis erreichen, da Weiß nach Ke8–d7, Dh8×a8 wiederum patt ist.

3. . . . Lg4×f3
4. e2×f3 h2–h1D
5. a7–a8D Dh1–h8+
6. Kd8–d7 und, wenn Schwarz die Dame schlägt, so ist Weiß patt. Auf 6. . . ., Dh8–g7+ folgt 7. Kd7–c6 und auf 6. . . ., Dh8–h3+ folgt 7. Kd7–d8 und das Endspiel bleibt remis. — Hätte Schwarz den Bauern in einen Turm verwandelt, so würde Weiß mit 5. Kd8–c8! das Remis erreicht haben.

Partie-Endspiel.

Schwarz: R. Loman.



Weiß: N. N.

Die obige Stellung ereignete sich vor einiger Zeit in einer im Haag gespielten Partie.

Schwarz am Zuge spielte:

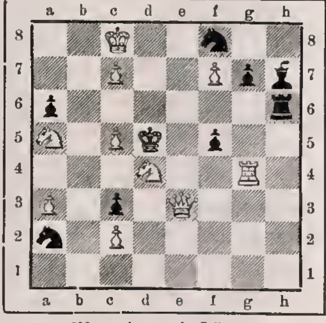
1. . . . Lf6–h4

Es folgte:

2. Dd5–f3 Tc6–e1+
3. Kf1–f2 Te1–f1+!
4. Kf2×f1 De7–e1+
5. Lg3×e1 Tc8–e1 matt.

Aufgabe Nr. 56.

Von W. Maßmann in Preetz.



Matt in drei Zügen.

Das vorstehende Problem wurde im Problemturnier des Breslauer Schachvereins „Anderssen" an erster Stelle ehrend erwähnt.

Aufgabe Nr. 54 wurde richtig gelöst von F. W. Spielter in Hamburg, W. Schamberger in Pößneck.

Aufgabe Nr. 55 wurde richtig gelöst von Hans von Gogh in Hamburg, Max Harz in Leipzig-Plagwitz.



Unsere Witzecke

Gute unpolitische Originalwitze werden angemessen bezahlt.

Unverbesserlich.

„Na, alter Freund, wie geht's im heiligen Ehestand?"

„Oh, wundervoll!"

„Siebenter Himmel?"

„Na ja, so in der Gegend. — Solltest dir doch auch 'ne Frau nehmen. Ich sage dir! — — —. Und man lebt für die Hälfte!"

„Für die bessere Hälfte."

„Spötter! Nein, es ist so."

„So nimm doch noch eine, dann lebst du gratis."

„Du bist unverbesserlich. Ich habe jetzt einen großen Bekanntenkreis, soll ich dir nicht mal 'ne nette, kleine, reizende Frau aussuchen?"

„Danke, nein, bin Selbstversorger!"



Die Kapitalsauswanderung.

„So eine Gemeinheit, jetzt bereitet mir mein durchgegangener Kassierer noch einen feierlichen Empfang!"

Erstaunliche Tatsache.

Erste Wohltäterin: „Kennen Sie jenen armen Pianisten persönlich?"

Zweite Wohltäterin: „Unter uns: er ißt sich jeden Mittwoch Abend bei mir satt!"

Erste Wohltäterin (erschreckt): „Was? Bei mir auch!"

Verkehrte Welt.

Gattin: „Karl, hast du dich beim Schneider nach den Anzugpreisen erkundigt?"

Gatte: „Freilich. Für einen Anzug nach Maß war der Preis maßlos, hingegen für einen fertigen Paletot fand ich die Forderung angemessen."

Für Küche und Haus

Pilzgericht. Ein sehr gutes Pilzgericht ist das folgende: 1—1½ Pfund Pilze (es können Pfifferlinge sein, Stein- oder andere Edelpilze sind natürlich feiner) werden gut gereinigt, in Streifen oder grobe Würfel geschnitten und mit etwas Fett im eigenen Safte gedünstet. Um sie ausgiebiger zu gestalten, kann man sie mit etwas Mehl binden. Desgleichen bereitet man ein sehr trockenes Spinatgemüse, das nur mit Salz, Muskatnuß und etwas Butter abgeschmeckt wird, ohne Beifügung einer Mehlschwitze. Kurz vor dem Auftragen stellt man aus 1—2 Eiern, Mehl, Salz, Wasser oder Milch einen Eierkuchenteig her und bäckt daraus 4 knusprige Eierkuchen. Man gibt den ersten auf die erwärmte Schüssel und streicht eine dicke Schicht Spinat darüber. Dann kommt der zweite Eierkuchen, den man mit der Pilzmasse belegt. Auf den dritten kommt wieder Spinat und als Schluß der vierte Eierkuchen. Das Ganze wird mit scharfem Messer tortenartig geschnitten und recht heiß aufgetragen. Sehr gut schmeckt dazu Tomatensalat.

Saure Milchspeise. Selbst in der Großstadt gelingt es der Hausfrau, zuweilen etwas saure Magermilch oder Buttermilch zu erhalten. Man kann damit eine sehr erfrischende Speise folgendermaßen herstellen: ½ Liter möglichst dickliche Milch wird unter Beifügung von 50—60 g Zucker und etwas kleingewiegter Zitronenschale mit dem Schneeschläger schaumig geschlagen. Je nachdem man die Speise fest oder mehr cremeartig haben will, fügt man 8—16 Blatt in heißem Wasser aufgelöste Gelatine dazu und rührt fleißig, bis die Masse anfängt dicklich zu werden. Dann füllt man sie in eine mit kaltem Wasser gut ausgespülte Glasschale und stellt sie recht kalt. Man kann die Speise durch Zugabe von gekochten Mandeln, Nüssen, Rosinen verbessern oder statt des Zuckers Himbeersaft nehmen.



Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten



Außerhalb des besetzten Gebietes und der neutralen Zone liegend

Bad-Nauheim

Am Taunus
bei Frankfurt am Main
Sommer- und Winterkurbetrieb

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden**

Sämtl. neuzeitl. Kurmittel • Gesunde, kräftige Luft • Herrliche Park- und Waldspaziergänge • Vorzügl. Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket

Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt

Man fordere die neueste Auskunftsschrift C. 32 vom „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim"



PARTENKIRCHEN
(OBERBAYERN)
DR. WIGGER'S
KVRHEIM.
SANATORIVM
FVR INNERE, STOFFWECHSEL-
NERVENKRANKE VND
ERHOLVNGSBEDVRFTIGE.
GVTE ZEITGEMÄSSE VERPFLEGVNG
AVSKVNFTSBVCH
5 AERZTE.

Erholungsheim Langebrück b. Dresden Karolastr. 4

für Damen und Herren gebildeter Stände (bisher Fräulein v. Natzmer und Fräulein v. Witzleben). Gesunde Lage; sorgfältige Pflege durch erprobte Schwestern; gute, reichliche Beköstigung; offene Veranden für Liegekuren. Anfragen an Oberschwester Magd. Paulick.

Sanatorium Hochstein

Ober-Schreiberhau (im Riesengebirge)
Leitender Arzt: Dr. Winter.

Prospekte der hier ankündigenden Bäder, Kurhäuser, Unterrichtsanstalten usw. können auch durch die Auskunftsstelle von Reclams Universum bezogen werden.

Davos-Platz

Park-Hotel. Vorzügliche Lage, moderner Komfort. Bekannt für beste Küche

Sonne :: Wald :: Ruhe :: Behaglichkeit.

AXENSTEIN

Schweiz :: Vierwaldstättersee.
:: 750 Meter ü. M. ::

Vornehmes, weltbekanntes Haus :: Eigene Meierei.
Privatwaldpark in einer Ausdehnung von 300 000 Metern.

Naumburg an der Saale wird als Ruhesitz

von allen Ständen bevorzugt. Druckschriften und Wohnungsnachweis frei. Niedrige Gemeindesteuern. Gute Schulverhältnisse.
Fremdenv.-Verein. — Ausk.-Stelle Steinweg 6 — Haus- u. Grundbes.-Verein.



Sorgs. ärztl. Behandlung u. gute Verpflegung. :: Näheres durch Prospekte.

Stottern

ohne Altersunterschied sehr bald zu beseitigen, ohne Berufsstörung und ohne Anstaltsbesuch (D. R. P.). Sende jedem Interessenten meine Broschüre über die Ursache und die Beseitigung des Stotterns im Kuvert vollständig kostenlos zu. **H. Steinmeier, Hagenburg (Sch.-Lippe).**

Geistig zurückgebliebene Kinder

finden sorgfältige Pflege und Erziehung sowie individuellen Unterricht in **Schröters Institut, gegr. 1873, Dresden-N., Oppellstr. 44/44b.**

Dr. Bieling,
Waldsanatorium Tannenhof,
Friedrichroda
Vorz. Verpflegung.
Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

BADEN-BADEN

im Schwarzwald.

Herrliche Wald- und Höhenluft.

Heilanstalten mit allen Kurmitteln, Bäder und Kurhaus in vollem Betrieb :: Inhalatorium.
Konzerte, Theater, Sport :: Mittelpunkt schönster Schwarzwaldausflüge :: Bergbahn auf den Merkur.

Uneingeschränkter Kurbetrieb.

Auskunft und Badeschriften durch das Städtische Verkehrsamt.

Briefe, Lebenserinnerungen u. Gespräche

Eine Auswahl aus Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genugt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Abaelard und Heloise, Briefwechsel. Mit der Leidensgeschichte Abaelards. Aus dem Lateinischen übersetzt u. eingeleitet von Dr. P. Baumgärtner. Nr. 3288—90. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.

Arndt, E. M., Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Herausgegeben von Rob. Geerds. Mit Porträt. Nr. 2893—95. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.

— Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein. Herausgegeben von Robert Geerds. Nr. 3472/73. Grundpreis geh. 50 Pf.

Arnim, B. v., Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Mit Einleitung von Fr. Brümmer. Mit Abbildung. Nr. 2691—95. Grundpreis geh. Mk. 1.25.

Bettinas berühmtes Buch gibt mehr Dichtung als tatsächliches Geschehen, aber es ist voll dichterischer Wahrheit und unvergleichlich als — nach Julian Schmidts Wort — symbolische Darstellung der Empfindungen, mit denen die leidenschaftlich bewegte Jugend seiner Zeit dem großen Dichter gegenübertrat.

Byron, Lord, Briefe. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von J. Jessen. Nr. 4872—74. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.

Eckermann, Joh. Peter, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung und Anmerkung von G. Moldenhauer. 3 Bände. Bd. 1 (von 1823—1827). Bd. 2 (von 1828-1832). Bd. 3 (von 1822-1832). Nr. 2005/6, 2007/8, 2009/10. Grundpreis geh. je 50 Pf.

Über die unschätzbare Bedeutung der Eckermannschen Niederschriften herrscht wohl nur eine Meinung. Nietzsche nannte diese Gespräche einmal kurzweg „Das beste deutsche Buch".

Friedrich der Große. Dreihundert ausgewählte Briefe. Zusammengestellt, übersetzt u. erläutert von Dr. A. Kannengießer. Nr. 3772-75. Grundpreis geh. Mk. 1.—, Bb. Mk. 1.50.

Diese Auswahl der Briefe des größten Hohenzollern gibt einen interessanten Einblick in den umfassenden Geist Friedrichs als Herrscher, Denker und Mensch. So bedeutsame wirkliche „menschliche Dokumente" besitzen wir in gleicher Fülle von keinem andern großen Fürsten.

Goethes Briefe an Frau Charlotte v. Stein. Auswahl. Eingeleitet, erläutert u. herausgegeben von H. C. Kellner. Nr. 3801-6a. Grundpreis geh. Mk. 1.75, Bd. Mk. 2.50, Lb. Mk. 3.25.

Die Briefe an Charlotte von Stein spiegeln über ein Jahrzehnt der bedeutungsvollsten Entwicklung in Goethes Leben in einer einzig dastehenden Unmittelbarkeit des persönlichen Ausdruckes. Sie sind schlechthin unersetzlich, um zu einem tieferen Verständnis von Goethes Wesen zu gelangen.

Abkürzungen: Bb.=Bibliothekband. Pb.=Pappband. Lb.=Liebhaberband.

Grundpreis jeder gehefteten Einzelnummer der Universal-Bibliothek 25 Pf.; auf diesen wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 160% berechnet. Für die gebundenen Ausgaben beträgt der Teuerungszuschlag 150%.

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem dreizehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder Postscheck (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295: Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden! ←

Ausweisschein Nr. 44

vom 31. Juli 1919 bis 31. Januar 1920 gültig zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 9.– M. zahlen, erhalten für je **dreizehn fortlaufend numerierte**, mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst**, wenn die Bestellung auf der jedem dreizehnten Heft der Zeitschrift beigelegten **Bestellkarte** erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 65 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 65 Pf. bis 2 M. sind 15 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Hier ausschneiden!

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je dreizehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 65 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 44

vom 31. Juli 1919, gültig bis 31. Januar 1920.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

Für dreizehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Briefe, Lebensbeschreibungen u. Gespräche aus Reclams Univ.-Bibl.

Goethes Briefwechsel mit Zelter in den Jahren 1799 bis 1832. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Dr. L. Geiger. 3 Bde. Bd. 1: von 1799 bis 1818. Bd. 2: von 1819 bis 1827. Bd. 3: von 1828 bis 1832. Nr. 4581—85. 4591—95. 4606—10. Grundpreis geh. je Mk. 1.25, Bd. je Mk. 1.80.
Unter den Briefwechseln Goethes ist der mit Zelter der ausführlichste, er bringt auch die Persönlichkeit des alternd. Dichters menschlich am nächsten.

Gusséw und Spiro, Gespräche mit Graf Leo Tolstoi in den letzten Jahren seines Lebens und Erinnerungen an ihn. Ausgew. u. in deutscher Übertr. herausgeg. v. H. Stümcke. Mit einem Bildnis Tolstois. Nr. 5573. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf.

Jung-Stilling, Joh. Heinr., Lebensgeschichte. Von ihm selbst erzählt. Nr. 663—67. Grundpreis geh. Mk. 1.25.

Schiller und Goethe, Briefwechsel in den Jahren 1794—1805. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgeg. von Philipp Stein. 3 Bände. Bd. 1 (von 1794—1796). Bd. 2 (von 1797—1798). Bd. 3 (v. 1799—1805). Nr. 4148—50, 4151—53, 4154—56. Grundpreis geh. je 75 Pf.
„Das Büchlein klebte in meinen Händen fest. Seine Blätter flogen eilig, wie besessen von der Rechten zur Linken, ich stand bald inmitten heiliger, klassischer Atmosphäre, las endlich sachter und sachter, ja ich hielt mit dem Atem an, die ruhige, tiefe Fläche nicht zu stören, in deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick herunterließ ... Ich war wie über mich selbst hinausgerückt und fühlte mich neben aller Feierlichkeit doch unaussprechlich vergnügt." (Mörike.)

Schopenhauer, A., Briefe. 1813—1860. Herausgegeben von Ed. Grisebach. Dritter berichtigter Abdruck. Nr. 3376—80. Grundpreis geh. Mk. 1.25, Bd. Mk. 1.80.
Eine wichtige Ergänzung zu der Grisebachschen Schopenhauer-Ausgabe. Der Band enthält alle wichtigen Briefe des großen Philosophen.

Seume, J. G., Mein Leben. Nebst Fortsetzung von C. A. H. Clodius. Nr. 1060/1060a. Grundpreis geh. 50 Pf.

Spinoza, B., Briefwechsel. Verdeutscht und mit Einleitung und Anmerkung versehen von J. Stern. Nr. 4553—55. Grundpreis geh. 75 Pf., Bd. Mk. 1.20.

Streicher, A., Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Prof. Dr. J. Wychgram. Nr. 4652/53. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf., Pb. 75 Pf.
Das schlichte, herzenswarme Büchlein von Schillers Jugendfreund gehört zu den wertvollsten Dokumenten persönlicher Art, die für die Jugendbiographie Schillers vorhanden sind.

R. Wagner, Autobiographische Skizze. — Eine Mitteilung an meine Freunde. Herausgegeben und eingeleitet von G. R. Kruse. Nr. 5657/58. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf.

H. von Wolzogen, Erinnerungen an Richard Wagner. Nr. 2831. Grundpreis geh. 25 Pf.
„Wolzogen ist der erste unter den Wagner-Schriftstellern, der den Meister und seine Kunst nicht bloß als musikalische Erscheinung faßte, sondern der die Bedeutung dieser Kunst und zumal die des Bayreuther Werkes tief und völlig erkannte." (Musikalische Rundschau.)

Abkürzungen: Bd. = Bibliothekband, Pb. = Pappband, Lb. = Liebhaberband.

Grundpreis jeder gehefteten Einzelnummer der Universal-Bibliothek 25 Pf.; auf diesen wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 160% berechnet. Für die gebundenen Ausgaben beträgt der Teuerungszuschlag 150%.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch-Oesterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16.

Hier ausschneiden!

Praktische Ratschläge

Was die Hausfrau von den Eiern wissen sollte. Ein frisches Ei rollt sich nicht und schwankt nicht hin und her, wenn man es hinlegt. Sein Inhalt ist noch ganz elastisch und findet sofort sein Gleichgewicht. Ist ein Ei angebrütet oder angelegen, so schlägt es hin und her oder rollt, bis es auf den Fleck zu liegen kommt, wo sein Schwergewicht ist.

Will man Eier in Wasserglas oder sonst einem Konservierungsmittel aufbewahren, so muß man dieselben zuvor sauber abwaschen. Dies sollte überhaupt immer geschehen, denn der anhaftende Schmutz verdirbt nach und nach den Inhalt des Eies. Alle Eier, die man aufbewahren will, müssen aufrecht stehen und nicht querliegen. Will man aufbewahrte Eier kochen, so wäscht man sie wiederum ab und setzt sie bei schwachem Feuer mit kaltem Wasser auf, das sie eben bedecken muß. Wenn das Wasser kocht, ist das Ei gut. Man vermeidet damit das Platzen und Auskochen der Eier. Selbst wenn die Schale noch platzt, hat sich inzwischen die innere Haut so befestigt und das Weiße so gesetzt, daß nichts meh· davon ausläuft.

Zu jedem Ei kann man bei allen Rezepten die gleiche Quantität Wasser hinzurechnen. Man spült mit diesem Wasser die Eierschalen sorgfältig aus und sorgt, daß nicht das Geringste des nahrhaften und wertvollen Inhalts in der Schale zurückbleibt. Man gewinnt damit eine leichtere und elastischere Masse; auch der Schnee, den man damit schlägt, wird ergiebiger und schöner. Rühreier werden bekömmlicher, wenn man beim Einschlagen der Eier auf jedes Ei einen Eßlöffel voll Wasser hinzurechnet. Schlägt man ein Eiweiß mit etwas Wasser, Fruchtsaft oder frischen (gesüßten) Beerenfrüchten zu Schnee, so hat man einen schmackhaften Nachtisch für 3 Personen. Immer sollte man bei Kuchenbacken damit beginnen, das Ei oder die Eier dazu möglichst gründlich und lange zu schlagen. Man hat dann eine bedeutend größere Menge, als wenn man den Teig zu hastig einrührt, oder die Eier in das Mehl hineinschlägt. Eierkuchen wird schöner und geschmeidiger, wenn das Ei zuerst in Milch oder Wasser gequirlt wird; es wird fest und wesentlich kärglicher, wenn das Ei erst in das Mehl hineingeschlagen wird. Da Eier noch lange kostbar und selten sein werden, ist es notwendig, jedes einzelne, das man sich leisten kann, genügend auszunützen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Lehmann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Deutsch-Österreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I. Wollzeile 16.